Börse und Leben.

Roman

von

August Schrader.

Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

II. Band.

Wien 1861.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

Erstes Kapitel.

Auf der Reise.

Wir gehen in unserer Erzählung bis zu dem Augenblicke zurück, in dem sich der Justizrath von seiner Frau trennte. Wir wissen, daß er kaum so viel Zeit hatte, um ein Fahrbillet zu lösen und sich in ein Coupé erster Classe zu werfen. Der elegante Wagen war nicht leer, es hatte bereits ein alter Herr, dem Anscheine nach ein Militär, darin Platz genommen. Die beiden Reisenden grüßten sich, und verblieben dann länger als eine Viertelstunde, ohne ein Wort zu wechseln.

Dem Justizrathe schien das Schweigen nicht lästig zu sein; er las in seinem gestickten Taschenbuche, dem Geschenke Herminens, und machte Notizen.

Der alte Herr mochte vielleicht sechzig Jahre zählen. Das Haupthaar und der starke Schnurrbart waren weiß, sein Gesicht aber war fein geröthet und nur von wenigen Runzeln durchzogen. Sein großes Auge glühet

wie eine Kohle unter den starken, buschigen Brauen, die noch ihre erste braune Farbe bewahrt hatten. Den Kopf bedeckte eine elegante Reisemütze. In seinen großen Pelz gehüllt, saß er ruhig in der Ecke des Wagens. Freundlich sah er vor sich hin. Von Zeit zu Zeit schloß er die Augen, als ob er schlafen wollte. Oeffnete er sie wieder, so sah er mit einem Ausdrucke von Unwillen zu seinem Nachbar hinüber, der immer noch las, rechnete und notirte. Er schien sich nach einer Unterhaltung zu sehnen.

Die beiden Reisenden fuhren mit dem Schnellzuge, der auf den Zwischenstationen nicht anhält. Die Einförmigkeit der Reise war daher nicht unterbrochen.

Dem Taschenbuche des Justizraths entfiel ein Blatt. Der alte Herr schien es mit Vergnügen zu bemerken; er neigte sich, hob das Papier vom Boden auf, und sagte mit einer kräftigen Baßstimme:

„Mein Herr! dieses Blatt ist Ihnen entfallen."

Der Justizrath sah zur Seite.

„Ah, vortrefflich!" rief er. „Ich suchte es im ganzen Buche. Es wäre mir sehr unangenehm gewesen, wenn ich es vergessen hätte, wie ich wähnte. Ich danke, mein Herr, für Ihre Gefälligkeit."

Ernst schloß sein Buch, und steckte es in die Seitentasche seines Pelzes.

„Wie lange habe ich das Vergnügen, in ihrer Gesellschaft zu reisen?" fragte der Fremde, nachdem er sich verneigt hatte.

„Ich reise nach M., mein Herr. In zwei Stunden werden wir dort sein, wenn nicht ein unerwartetes Hinderniß eintritt."

„So haben wir ein und dasselbe Ziel."

Das kaum begonnene Gespräch stockte wieder. Der Fremde versuchte noch einmal, es anzuknüpfen — es war umsonst, der Justizrath antwortete zwar höflich auf die an ihn gerichteten Fragen, aber er versank stets wieder in das Nachdenken, das seinem Begleiter so lästig war. Eine Stunde verfloß, und man kam in E. an, wo der Zug hielt.

Der Kondukteur öffnete den Schlag und rief:

„Fünf Minuten!"

Auf dem Perron ward es lebendig. Kellner, mit Speisen und Getränken, erschienen, um sie mit lauter Stimme feilzubieten. Einzelne Reisende verließen hastig die Coupés, andere stiegen ein.

„Eine Tasse Kaffee!" rief der alte Herr, der sich eine Zigarre angezündet hatte.

Der Kellner reichte das Verlangte in den Wagen. Der Reisende schlürfte behäbig den schwarzen Trank.

„Sie rauchen?" fragte lächelnd der Justizrath.

„Ja, ist es Ihnen lästig?"

„Im Gegentheile; auch ich werde mir eine Zigarre anzünden."

„So biete ich Ihnen mein Etui an; es macht mir Freude, dem Raucher einen seltenen Genuß zu gewähren."

„Sie besitzen Havannah?“

„Deren Echtheit ich verbürgen kann. Ich bitte, nehmen Sie!“

Er überreichte sein Etui, das neben ihm auf dem Sitze lag. Der Justizrath nahm eine Zigarre und zündete sie an. In demselben Augenblicke erschien der Schaffner mit einer Dame an dem Schlage, der noch geöffnet war.

„Ich habe ein ganzes Coupé gezahlt!“ rief laut die Dame; „es wird mir wohl gestattet sein, einen beliebigen Platz zu wählen. Hier sitzen nur zwei Personen.“

Der bärtige Schaffner lächelte.

„Die Herren rauchen,“ sagte er; „wenn Sie es vorziehen, in diesem Coupé zu reisen —“

„Die Herren werden so galant sein und mir gestatten, daß ich den dritten Platz einnehme!“ rief die junge Dame durch ihren schwarzen Schleier.

„Mit Vergnügen, Madame!“ rief der freundliche Alte, der an dem geöffneten Schlage saß. „Ich für meinen Theil will den Genuß des Rauchens entbehren, wenn mir dafür der Ihrer Unterhaltung wird. Ich bitte, nehmen Sie Platz.“

„Wenn Ihr Herr Nachbar es mir erlaubt.“

„Ich kann Nichts dagegen einwenden!“ rief der Justizrath. „Und was das Rauchen anbetrifft —“

„So geniren Sie sich nicht, meine Herren! ich rauche mit; vorausgesetzt, daß mir eine Zigarre geboten wird.“

„Er hat das Vergnügen, neben dieser jungen Dame zu sitzen.“

„Sie, mein Herr?“

„Ich selbst.“

„Herr Justizrath Ernst aus Köln?“ wiederholte der alte Herr.

„Aus Köln. Und wer erzeigt mir die Ehre?“

Der Alte holte ein Portefeuille hervor, nahm eine kleine Karte, bog eine Ecke an derselben ein, und überreichte das Papier dem Justizrathe. Dieser warf rasch einen Blick darauf.

„Ah!“ rief er. „Sie selbst, mein Herr?“

„Bin Ihr ergebener Diener.“

„Das trifft sich gut. Besser konnte ich es mir nicht wünschen.“

„Wie?“

„Meine Reise gilt Ihnen.“

„So, so!“ murmelte der Alte. „Freut mich, daß wir uns begegnen. Wir müssen bald in M. sein. Können uns dort verständigen. Je eher, desto besser. Ich wollte Sie eigentlich in Köln aufsuchen; ward aber durch einen Brief abgerufen.“

Von diesem Augenblicke an schwieg die Unterhaltung. Der Justizrath betrachtete unablässig die junge Dame, die nach einiger Zeit die Zigarre wie unwillig zu Boden warf und dann regungslos auf ihrem Platze verblieb. Der alte Herr sah schweigend vor sich hin

und murmelte dann und wann einige unverständliche Worte wie ein Mensch, der unwillkürlich seinen Gedanken Ausdruck verleiht. So heiter er früher gewesen, so ernst war er jetzt. Die Nähe des Justizraths schien ihn eingeschüchtert zu haben. Dabei unterließ er aber nicht, wacker zu rauchen, so daß der Wagen bald mit Rauch angefüllt war. Der Justizrath öffnete das Fenster an seiner Seite.

„Ist das M.?“ fragte er laut, indem er auf die Thürme einer Stadt deutete.

„Ja, mein Herr! In fünf bis sechs Minuten werden wir dort sein.“

„Reisen Sie weiter?“ fragte der Justizrath die Dame.

„Nein! Ich bin ermüdet, und werde in M. bleiben,“ war die kurze Antwort, die in einem Tone ertheilt ward, der deutlich verrieth, daß man eine zweite Frage nicht wünschte.

Gleich darauf lief der Zug in den Bahnhof ein. Das gewöhnliche Getümmel begann, das sich bei jeder Ankunft eines Convoi wiederholt. Die Thüre des Coupé ward geöffnet. Der Justizrath stieg zuerst aus. Ihm schien daran zu liegen, die junge Dame zu fesseln. Artig reichte er ihr die Hand, und ließ sie aussteigen.

„Verlassen Sie sogleich die Halle?“ fragte er.

„Warum?“ flüsterte sie lächelnd.

„Ich möchte Sie um eine kurze Unterredung bitten.“

„Die ich Ihnen gerne gewähre, um Sie nicht in dem Wahne zu lassen, ich sei Madame Seltenau, die ihr Kind verlassen hat. Auch ist es wohl gut, daß ich Näheres über meine Doppelgängerin erfahre, deren Verhältnisse Sie genau zu kennen scheinen."

„Ich werde die erwünschte Auskunft geben."

Der alte Herr war während dieser Zeit ausgestiegen. Ruhig harrend stand er auf dem Perron, seine gestickte Reisetasche in der Hand haltend.

„Mein Herr! wandte sich die Dame an ihn, Sie sind unverheirathet; ich bitte Sie um die Gefälligkeit, mir den Arm zu reichen und mich durch das Gedränge in den Saal zu führen."

Der Angeredete hörte nicht; er schien eine Person in dem Gedränge zu suchen. Der Justizrath hatte die Bitte gehört.

„Bin ich auch verheirathet," sagte er artig, „so beobachte ich dennoch die Galanterie gegen eine fremde Dame.

„Wenn uns Ihre Gattin sähe?"

„Sie würde mir sicherlich nicht zürnen, daß ich die Doppelgängerin der Madame Seltenau, für die sie sich interessirt, führe."

Sie legte ihren Arm in den seinigen.

„Herr Baron," sagte der Justizrath, „wir sehen uns im Speisesaale wieder!"

„In fünf Minuten, mein Herr, bin ich bei Ihnen."

Der Justizrath führte seine Dame in den Saal, in dem sich nur wenig Personen befanden. Beide ließen sich an dem gedeckten Tische nieder, nachdem Ernst seiner Begleiterin den schweren mit Pelz gefütterten Atlasmantel abgenommen hatte. Sie erschien nun in einem einfachen Kleide von bronzefarbener Seide. Sie war wahrlich eine Junogestalt! Ernst betrachtete verwundert die schönen üppigen Formen der Fremden, die sich ihrer Reize kaum bewußt zu sein schien. Aus dem feinen Zobelpelzkragen, der die runden Schultern bedeckte, ragte ein schlanker, schneeweißer Hals hervor, den eine Goldkette zweimal umschlang. An der Kette hing ein kleines Kreuz mit Brillanten. Als die junge Dame den Hut abnahm und ihn neben sich auf einen Stuhl legte, zeigte sich ihr schwarzes Haar, das in schweren Flechten auf dem Kopfe zusammengelegt war. Ein goldener Pfeil glänzte aus der dunklen Haarfülle hervor. In den kleinen weißen Ohren flimmerten Brillantgehänge. Das zarte Gesicht mit dem lebendigen Ausdrucke war zwar bleich, aber nicht krankhaft. Aus den großen blauen Augen, mit den langen schwarzen Wimpern leuchtete die frohe Unbefangenheit der Jugend, die Sorglosigkeit eines etwas leichten Charakters. Durch die feinen, purpurrothen Lippen schimmerten schneeweiße Zähne. Die kleine römische Nase war sanft gebogen; die weiße Stirne rein und mattglänzend.

„Wenn sie nicht die Seltenau ist,“ dachte der Justizrath, der die Einzelnheiten des reizenden Wesens bewundert und mit der jungen Mutter in dem Dachstübchen verglichen hatte, „so wäre es ein Wunder von Aehnlichkeit, das in der Welt nicht seines Gleichen hat.“

Er überreichte ihr die Speisekarte, die auf dem Tische lag.

„Wählen Sie, mein Fräulein!“ sagte er artig, aber mit einem Anfluge von scherzhafter Ironie, indem er das Wort „Fräulein“ betonte.

Lächelnd fragte sie:

„Denken Sie immer noch an Madame — wie heißt sie doch?“

„Seltenau, mein Fräulein!“

„An diese Madame Seltenau, die mir verhängnißvoll zu werden scheint.“

„Sie sagten, man habe Sie bereits zweimal dafür gehalten?“

„Ganz recht.“

„Wo?“

„In Köln, als ich abreisen wollte. Zuerst begrüßte mich ein Herr sehr freundlich, ein komischer Herr, ich glaube, es war ein Jude — dann eine schöne, vornehme Dame. Ich habe beide verlassen, ohne ihnen den Wahn nehmen zu können. Der Jude wollte mir sogar die Ehre erzeigen, mein Begleiter zu sein. Um den Lästigen abzuschütteln, bezahlte ich ein eigenes

Coupé. Aber die Langweile war so fürchterlich, daß ich mir auf der ersten Station Gesellschaft suchte. Ich war so glücklich, den Herrn Justizrath zu treffen, der sich meiner freundlich annahm. Ich fürchte mich nicht allein zu reisen; aber eine Dame ist denn doch nicht selten Unannehmlichkeiten ausgesetzt — zumal wenn sie eine so gefährliche Doppelgängerin hat."

„Gefährlich, mein schönes Fräulein? Was berechtigt Sie zu dem Schlusse?"

„Sie sind verheirathet."

„Ich leugne es nicht, wahrlich nicht!"

„Und dennoch hegen Sie ein so großes Interesse für die Seltenau."

„Auch das ist wahr! Es gibt so viel Beziehungen im Leben, vorzüglich für einen Rechtsanwalt —"

„Herr Justizrath, Sie sind sehr liebenswürdig!"

Der Justizrath verneigte sich, und küßte ihre Hand.

„Wissen Sie, daß in mir ein Gedanke, ich möchte sagen, ein Wunsch erwacht ist."

„Sprechen Sie ihn aus."

„Wenn ich nun von dem Interesse Vortheil zöge, das meine Aehnlichkeit mit Madame Seltenau in Ihnen erregt hat?"

„Wenn ein Vortheil entstünde, mein Fräulein, so könnte es nur für mich sein."

„Sie sind Rechtsanwalt?"

„Und stehe Ihnen mit meinen Kenntnissen, mit meinem Einflusse zu Diensten."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Saales, Levi Markus und der alte Herr traten ein. Der Jude trug die Reisetasche des Greises und sprach sehr lebhaft mit ihm.

„Mein Gott," flüsterte überrascht die Schöne, die nach der Thüre gesehen hatte.

„Was ist Ihnen?" fragte besorgt der Justizrath.

„Dort kommt der Jude, von dem ich Ihnen sagte, daß er mich begleiten wollte."

„Levi Markus — nicht übel!" flüsterte, unangenehm überrascht, der Justizrath. „Wie kommt der Mensch hierher?"

„Sie kennen ihn?" fragte lebhaft die Dame.

„Ich habe einen Prozeß gegen ihn."

„Der Mensch hat für mich etwas Grauenhaftes, trotz seiner Lächerlichkeit. Wie abscheulich aufdringlich er ist. Sehen Sie nur, der alte Herr, denn Sie Baron nannten, kann nicht von der Stelle."

„Mein Fräulein," sagte leise der Justizrath, „ich bitte Sie um eine Gefälligkeit."

„Nun?"

„Gestatten Sie, daß ich Sie hier Madame Seltenau nenne."

Sie sah ihn verwundert an. Es schien, als ob dieser Antrag sie verletzte. Der Justizrath flüsterte dringend:

Ich verbürge Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß weder eine Unannehmlichkeit noch ein Nachtheil für Sie daraus erwächst. Unter diesem Titel werden Sie auch mehr Ansprüche auf meinen Schutz haben, dessen Sie vielleicht gegen den lästigen Juden bedürfen."

„Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, mein Herr!"

„Das mir heilig ist!" versicherte der Justizrath.

„Gut, ich gehe darauf ein, um Ihnen gefällig zu sein."

Der alte Herr sah sich im Saale um, während der Jude vor ihm stand, eifrig sprach und heftig gestikulirte; er schien kaum auf die Worte des Redseligen zu achten. Jetzt sah er den Justizrath.

„Wir sprechen später mehr!" murmelte er. „Erlauben Sie mir, daß ich meinen Appetit befriedige."

„Wohin soll ich ihre Reisetasche tragen?"

„An jenen Tisch."

Levi ging voran. Wie eine Statue blieb er stehen, als er den Justizrath und die Dame erblickte, die im freundlichen Gespräche neben einander saßen, ohne auf die Ankommenden zu achten.

„Was ist Ihnen, Herr Markus?" fragte der Alte, der zwanglos an dem Tische Platz nahm.

Levi legte leise die Tasche hinter ihrem Besitzer nieder; er schämte sich der Dienstleistung. Dann zog er den Hut, und wühlte mit der dicken Hand in dem krausen Haar.

„Herr Justizrath Ernst!“ murmelte er, sich verneigend.

„Ah, Sie, Herr Markus! Wie kommen Sie nach M.? Ich glaubte, Sie wären auf der Reise nach Amsterdam.“

„Ja, ja, ich mache einen kleinen Umweg. Das Ziel meiner Reise ist Amsterdam — es freuet mich, daß ich das Glück habe, Ihnen zu begegnen.“

„Der Herr Baron und Herr Markus kennen sich?“ fragte Ernst.

„Ja, wir kennen uns!“ murmelte der Alte, nicht ohne Verlegenheit. „Es ist gut, daß wir uns getroffen haben, wir können nun den Rest des Weges miteinander zurücklegen.“

Markus war still geworden; er saß hinter dem Tische, und beobachtete die junge Dame, die fortfuhr sich unbefangen mit dem Justizrathe zu unterhalten. Von Zeit zu Zeit sah sie nach dem Juden hinüber, und dann lächelte sie ironisch vor sich hin, als ob sie dem Beobachter ihren Spott zu erkennen geben wollte. Mehr mit Hast als mit Appetit verzehrte der Baron eine Portion Braten und trank eine Flasche Wein dazu, so daß er nach zehn Minuten vor Aufregung glühete. Dann und wann flüsterte er Markus einige Worte zu, die dieser durch Lächeln und durch Nicken mit dem dicken Kopfe beantwortete. Der Justizrath fand die Dame, die sich in so naiver Zutraulichkeit un-

ter seinen Schutz gestellt, so liebenswürdig, daß er in der Unterhaltung mit ihr die beiden Gesellschafter fast vergaß.

„Herr Markus," sagte der Baron, „ich bitte sie um eine Gefälligkeit."

„Befehlen Sie, mein Herr!" antwortete Markus sehr unterwürfig.

„Erkundigen Sie sich, wann die Post nach D. abgeht."

Der Jude verschwand aus dem Saale.

„Nach D. wollen Sie?" fragte die junge Dame.

„Ja, Mademoiselle!"

„So haben wir dasselbe Ziel!"

„D. ist auch das Ziel meiner Reise," fügte der Justizrath hinzu.

„Und wohin reist der Jude?" fragte schalkhaft lächelnd die Schöne, indem sie ein Stück Torte auf ihrem Teller zerschnitt.

„Er wird mich begleiten," sagte der Baron.

„So ist ihr Zusammentreffen ein verabredetes?" fragte der Justizrath.

„Halb und halb, mein Herr! Aber warum lächeln Sie?"

„Ich glaubte, Herr Levi Markus sei auf dem Wege nach Amsterdam."

Der Jude kam zurück.

„Diesen Abend sechs Uhr geht die Post nach D. ab!" rief er.

Die beiden Männer zogen zu gleicher Zeit die Uhren.

„Vier Uhr!“ murmelte der Baron verdrießlich. „Zwei Stunden sind eine lange Zeit!“

„Ich werde Extrapost nehmen,“ sagte der Justizrath.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihren Wagen theile?“ fragte die junge Dame. „Versteht sich,“ fügte sie rasch hinzu, „daß ich auch die Reisekosten zur Hälfte trage.“

Der Justizrath gab, sich verneigend, seine Zustimmung. Dann ertheilte er einem Kellner Auftrag, eine Extrapost mit zwei Pferden nach D. zu bestellen.

„Ein lästiges Reisen!“ meinte der Baron. „Vielleicht haben wir bald eine Eisenbahn von hier nach D.“

Der Justizrath ward aufmerksam.

„Glauben Sie?“ fragte er trotzdem gleichgiltig.

„Man spricht von der Ausführung dieses Projektes, das nach meiner Ansicht rentabel werden muß. Die S.sche Eisenbahn-Compagnie ist bereits mit der Erwerbung des Landes beschäftigt.“

„Hat die Regierung die Concession ertheilt?“

„Ich glaube. Wenn nicht, so wird man sie nicht verweigern — wenigstens läßt sich kein einleuchtender Grund dazu annehmen die Regierung unterstützt derartige Unternehmen. Leider! Leider!“ murmelte der Alte, indem er den Kopf schüttelte.

„Sie sind wohl ein Feind solcher Anlagen?“ fragte der Justizrath.

„Nein, mein Herr. Ein Vernünftiger kann nur wünschen, daß ganz Deutschland bald von Bahnen durchzogen ist, denn die Vortheile davon springen zu deutlich hervor. Ich bin ein Freund des Fortschritts, aber ein erbitterter Feind des Wuchers, dem dadurch Nahrung gegeben wird, daß die Regierung so großartige Unternehmungen in die Hände von Privatgesellschaften legt.“

„Ich begreife sie nicht ganz, Herr Baron. Wie kann man Wucher treiben, wenn sich Kräfte, die einzeln Nichts erreichen würden, zu einem großen Unternehmen vereinigen?“

„Ich verdamme die Eisenbahnen, wie die Kredit-Mobiliers!“ rief der Baron, der auf ein Kapitel gekommen zu sein schien, daß er mit großem Eifer behandelte, denn das Roth seiner Wangen verwandelte sich in Purpur, und seine Augen glüheten. „Der Kapitalist gewinnt auf Kosten der Arbeitskräfte. Ich kenne einen erzdummen Teufel, der mit fünfzigtausend Thalern eine Million erwuchert hat. Und wodurch? durch Eisenbahn- und Kredit-Anstalten-Spekulationen. Dieser Mensch rührt keine Hand, und täglich mehrt sich sein Mammon. Die Kapitale verschwinden aus der Geschäftswelt, sie konzentriren sich in den Kassen der sogenannten Kapitalisten und Geschäftsmänner. Nun mag der Grundbesitzer oder der strebsame Fabriksherr zu einem solchen Menschen gehen und ein Kapital von ihm for-

dern — was erhält er zur Antwort? Ich habe kein Geld, ich habe nur Papiere, und diese Papiere veräußere ich nicht. Die Grundstücke, mein Herr, haben keinen Werth mehr, denn es leiht Niemand Geld darauf. Alles wendet sich den Eisenbahnen und Kredit-Anstalten zu, Jeder will gewinnen, ohne zu arbeiten. Das ist freilich bequem, aber für den größten Theil der Menschheit verderblich. Ich könnte Ihnen aus eigener Erfahrung ein Beispiel anführen, wenn es mich nicht anekelte, davon zu sprechen. Nicht wahr, Herr Markus! Sie kennen das Geschäft? Eine einzige Reise von wenig Stunden bringt oft Tausende ein, vorzüglich wenn man in dem rechten Augenblicke eintrifft. Nun sehen Sie sich den Herrn Markus an — was würde dieser gute Mann wohl beginnen, wenn er mit seinem Geiste oder mit seinem Körper arbeiten müßte? Er macht in Eisenbahnen, und kann nicht einmal eine Schaufel voll Erde bewegen oder einen Pfahl in den Boden schlagen!"

Der Baron brach in ein lautes Lachen aus, dann zündete er sich eine neue Zigarre an, und blies dichte Rauchwolken in den Saal. Levi Markus starrte lächelnd auf den Tisch.

Der Justizrath suchte seine Verlegenheit zu verbergen, denn er konnte dem Alten nicht ganz Unrecht geben. Als er bedachte, daß er mit dem Juden ein und dasselbe Geschäft trieb, regte sich ein leises Schamgefühl in seiner Brust. Er konnte nicht bezweifeln, daß

Levi in der Absicht reiste, ihm entgegenzuwirken. Aber in wessen Auftrage reiste er? Dies zu ermitteln, war jetzt die nächste und wichtigste Aufgabe. Wie es schien, hatte Markus mit dem Baron bereits angeknüpft.

Die junge Dame las in einem Zeitungsblatte, als ob sie des Gespräches überdrüßig sei.

„Herr Baron," begann der Justizrath, „Sie sind der Besitzer des Rittergutes Elsborn?"

„Nein!" war die kurze Antwort.

„Er kennt mich und will ausweichen," dachte der Jurist. „Aber so viel ich weiß," sagte er laut, „ist doch ein Baron von Sydow . . ."

„Ganz recht; Andreas von Sydow ist der Besitzer jenes Gutes; ich bin sein Bruder, Emil von Sydow."

Der Justizrath verneigte sich. Das junge Mädchen sah überrascht zur Seite; aber schnell heftete es die Blicke wieder auf das Blatt und fuhr anscheinend fort zu lesen, als ob es durchaus kein Interesse an dem Gespräche hätte.

Ein Postbedienter trat ein und fragte nach dem Herrn, der die Extrapost bestellt hatte.

„Ich bin es," sagte der Justizrath. „Wann kann ich reisen?"

„Sobald Sie befehlen."

„Der Wagen soll vorfahren!"

„Und Ihr Gepäck?"

„Ich habe nur einen kleinen Koffer — hier ist das Gepäckbillet, besorgen Sie!"

„Und hier ist das meinige!" rief die Dame. „Ich reise mit dem Herrn."

Der Postbediente entfernte sich mit den beiden Billets.

„Sie reisen nach D.?" fragte der Baron.

„Ja, mein Herr!"

„Nun so kann wohl in D. das Gespräch stattfinden, um das ich Sie hiermit freundlich ersuche."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Baron."

„In welchem Gasthause werden Sie wohnen?"

„Ich bin nie in D. gewesen; aber jedenfalls werde ich mir das beste aussuchen."

„So wählen Sie die Krone, mein Herr! Ich habe nicht so große Eile, darum fahre ich mit der gewöhnlichen Schnellpost. Anderthalb Stunden später treffe ich in D. ein."

„Dann werde ich meine Geschäfte beendet haben — ich erwarte Sie!"

Levi Markus war unruhig geworden; er ging neben dem Baron her, der einen Spaziergang durch den Saal machte. Der Justizrath bezahlte die Zeche.

„Haben Sie für mich ausgelegt?" fragte die Dame.

„Ja, mein Fräulen."

„Gut; in D. werden wir Abrechnung halten "

Ein Polizei-Kommissär trat in den Saal.

„Ich bitte, mein Herr Kavalier, geben Sie mir meinen Mantel!" sagte lächelnd die Dame.

Der Justizrath ließ sich willig finden; er bediente seine Begleiterin, daß man sie hätte für seine Geliebte oder seine Frau halten mögen. Sie nahm die Aufmerksamkeiten an, als ob Ernst sie ihr schuldig wäre. Nachdem er den Pelz übergeworfen, hing sie sich an seinen Arm.

„Auf Wiedersehen, Herr Baron!" rief sie freundlich.

„Ah, Sie reisen auch nach D. Gut, so sehen wir uns in der Krone wieder. Vielleicht finden Sie noch ein wenig Geschmack an mir!" rief der Baron ihr scherzend nach.

„Sie sind der liebenswürdigste alte Junggeselle, den ich je gesehen!" rief die Dame zurück, indem sie sich an dem Arme des Justizraths entfernte, nachdem dieser noch einmal gegrüßt hatte.

Levi wollte ein Gespräch mit dem Barone beginnen, da trat der Kommissär heran und fragte artig die beiden Herren nach ihren Legitimationen. Sie zeigten ihre Paßkarten vor. Der Beamtete prüfte sie einige Augenblicke, dann gab er sie, zufriedengestellt, den Inhabern zurück.

„Verzeihung," wandte er sich an den Baron, „ist Ihnen die Dame bekannt, die so eben an dem Arme des Herrn den Saal verließ?"

„Ich kenne sie seit einigen Stunden; unterwegs stieg sie in den Coupé, den ich gewählt hatte."

„Und Sie haben sie früher nie gesehen, Herr Baron?"

„Nie!" antwortete dieser erstaunt. „Uebrigens hätte ich gern gewußt, wer die wirklich reizende Person ist."

„Das können Sie bald erfahren!"

Nach diesen Worten verließ der Kommissär rasch den Saal. Neugierig folgten ihm die beiden Männer. Als sie auf die Freitreppe vor dem Hause traten, sah man die Extrapost schon ziemlich weit auf der Chaussée dahinrollen. An ein Einholen derselben war nicht mehr zu denken. Der Kommissär murmelte einige Worte vor sich hin, die einem Fluche nicht unähnlich klangen.

„Mein Herr Kommissär, die junge Dame scheint Ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben," sagte Levi, der vor Neugierde zitterte.

„Vielleicht!" murmelte der Sicherheitsmann mit jener schlauen und geheimnißvollen Miene, die seinen Stand charakterisirt.

Der launige Baron konnte sich eines spottenden Lächelns nicht erwehren.

„Der Herr Justizrath Ernst aus Köln hat Ihnen einen hübschen Fang vor der Nase weggeschnappt!" sagte er. „Wahrhaftig, die Fremde weiß dem Reisenden die Langeweile zu vertreiben. Sie raucht Zigarren wie ein Grenadier, und ist geschwätzig wie eine Elster. Trotz meiner grauen Haare könnte ich mich verlieben."

„Der Justizrath Ernst aus Köln ist ihr Begleiter?" fragte der Kommissär, indem er diesen Namen in ein Taschenbuch schrieb.

„Ja, mein Herr!"

„Ein verheiratheter Mann!" fügte Levi hinzu. „Ein Mann, dessen Frau man für die schönste Dame der Stadt hält."

Die drei Personen sahen dem Wagen, der nur noch einem kleinen, schwarzen Punkte auf der gerade auslaufenden Chaussée glich, einige Augenblicke nach. Als er verschwunden war, wollte sich der Kommissär entfernen. Der Baron hielt ihn durch die Frage zurück:

„Liegt Ihnen daran, der flüchtigen Schönen habhaft zu werden?"

„Wenn dies wäre, würde ich vorsichtiger zu Werke gegangen sein. Der Herr Justizrath wird bei seiner Rückkehr nach Köln schon Auskunft über sie ertheilen."

„Natürlich nur so viel, als er selbst weiß!" rief lachend der Baron. „Die Verschlagenheit einer Frau, geht über die List eines Advokaten, und wenn er der geschickteste im Königreiche wäre. Jene dort forscht den Justizrath aus, während er sie auszuforschen glaubt. Die Weiber sind wie die Kredit-Mobiliers, sie ziehen an, um auszuziehen. Einen Blick in die Karte gestatten sie nur denen, die sie als Mitspieler betrachten. Kommen Sie, Herr Markus, wir wollen ein Glas Wein auf den glücklichen Abschluß unseres Geschäfts trinken."

Der Baron ging in den Saal zurück. Levi machte sich noch einmal an den Polizei-Kommissär. Er bestürmte ihn, zudringlich wie ein Jude, mit Fragen über die Unbekannte.

„Ich kenne sie," rief er eifrig; „sie hat Köln ohne ihr Kind verlassen, das sie dort vor einigen Wochen geboren. Wenn sie die Mutter des verlassenen Kindes suchen, so ist es diese — verlassen Sie sich darauf. Als ich sie auf dem Bahnhofe in Köln anredete, stellte sie sich fremd und wollte mich nicht kennen. Aber ich bleibe dabei, sie ist die junge Mutter, für die der Frauenverein, an dessen Spitze die Frau Justizräthin steht, gesorgt hat. Dem Justizrathe gegenüber, der sie in Köln besuchte, stellt sie sich nicht fremd. Ich wette eine Million gegen Eins, daß dies eine Entführungsgeschichte ist."

„Sie kennen die junge Dame also?" fragte der Beamte.

„Ganz genau."

„Nun, so müssen Sie auch ihren Namen wissen."

„Versteht sich, Herr Kommissär!"

„Und der ist?"

„In Köln nannte man sie Madame Seltenau. Ob sie nun wirklich so heißt, kann ich Ihnen nicht sagen. Aber aus welchem Grunde vigiliren Sie auf die junge Frau?"

Der Polizei-Kommissär antwortete nicht; er ging lächelnd nach der Halle, in der ein angekommener Zug

hielt. Levi zog sich mit dem Baron in ein Seitenzimmer zurück. Nachdem sie die Thüre geschlossen, begannen sie ein Gespräch, das für Beide von gleicher Wichtigkeit war.

„Endlich sind wir allein!" rief der Jude, indem er sich erschöpft auf einen Sessel warf. „Nun erlauben Sie mir zunächst die Frage: wie haben Sie mich in Köln ausfindig gemacht? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich dort aufhalte?"

„Ihre Mutter!" antwortete ruhig der Baron.

„Meine Mutter?"

„Keine andere, mein lieber Herr Markus."

„Verzeihung, Herr Baron, wie aber ist Ihnen meine Mutter bekannt? Wir haben uns doch in Amsterdam kennen gelernt."

„Vor einem Jahre — es hat seine Richtigkeit. Damals ahnte ich nicht, daß der Agent Markus der Sohn der alten Mutter Markus in Köln sei. Gestern Abend also suchte ich Ihre Mutter auf."

„So, und zu welchem Zwecke?"

„Sollten Sie ihn nicht wissen, Herr Markus?"

„Auf Ehre, ich weiß Nichts! Als ich diesen Morgen zu ihr komme, um sie vor meiner Reise noch einmal zu sehen, sagte sie mir: es ist gut, daß du kommst, Levi. Warum? frage ich. Der Herr Baron von Sydow hat ein Briefchen für dich hinterlassen, das ich dir übergeben sollte, wenn du in acht Tagen von Am=

sterdam zurückkehrtest — dies hatte ich ihr nämlich gesagt. Ich erbreche Ihren Brief, und lese mit Erstaunen, daß Sie mich in einer dringenden Geschäftsangelegenheit einladen, nach Ihres Bruders Gute Elsborn zu kommen, wo Sie sich während der nächsten vierzehn Tage aufhalten wollten. Da meine Reise nach Amsterdam nicht eilt, kam ich Ihrem Wunsche sofort nach, ging zur Eisenbahn, und hatte das Vergnügen, Sie hier zu treffen. Da haben Sie meine ganze Geschichte."

„Die meinige," nahm der Baron das Wort, „ist nicht minder einfach. Ich komme in einer Geschäftsangelegenheit zu Ihrer Mutter. Da erzählt sie mir in der Freude ihres Herzens, daß ihr Sohn Levi Markus als ein stattlicher Herr von Amsterdam angekommen sei, und daß ich mich an ihn in der fraglichen Angelegenheit wenden solle, vielleicht könne er das Geschäft vermitteln. Levi Markus war mir bekannt, und bald ergab sich, daß mir der Sohn der Alten schon einmal gedient hat. Mag er es nun sein oder nicht, sagte Ihre Mutter, ich sende ihnen meinen Sohn! Mehrerer Sicherheit wegen schrieb ich den Einladungsbrief, den Sie vorgefunden haben. Jetzt sind wir beisammen, und können verhandeln."

„Ich stehe zu Diensten, Herr Baron, ganz gewiß, ich stehe Ihnen zu Diensten! Doch zuvor befriedigen Sie meine Neugierde: was hat Sie, den Ritterguts-

besitzer, zu meiner Mutter, der alten Trödelfrau, geführt?"

„Hm, Sie kennen also die Angelegenheit nicht?" murmelte der Baron.

„Wie sollte ich? Ich habe nicht daran gedacht, zu fragen, und meine Mutter hat nicht daran gedacht, mir Mittheilungen dieser Art zu machen."

„Nun, Sie können Alles wissen. Die Gläubiger meines Bruders werden seit einiger Zeit so ungestüm, daß wir uns in einer schrecklichen Lage befinden. O die verdammten Kreditanstalten! Die verdammten Eisenbahnen! Man entzieht uns die Kapitale, um sie in Aktien anzulegen, und wenn wir neue Kapitalien aufnehmen wollen, sagt man uns, alles Geld sei bereits angelegt. Das sind die Früchte von den großen Assoziationen, auf Grundstücke leiht kein Mensch mehr, weil sie nicht genug Zinsen geben. Was für ein schönes Gut besitzt mein Bruder — nicht ein Groschen ist darauf zu erhalten. Aber sobald sich ein Eisenbahnunternehmen regt, fliegt das Geld von allen Seiten herbei, mehr als man haben will. Der Bettler bettelt so lange bis er hundert Thaler beisammen hat, um eine Aktie zu kaufen. Doch ich komme von meinem Thema ab. Da wir kein Geld schaffen konnten, reiste ich zu den Gläubigern, um sie zu beruhigen, wenigstens noch für einige Zeit. Ich komme zu Ihrer Mutter."

Der Baron zündete eine neue Zigarre an. Levi benutzte die eingetretene Pause.

„Wie," rief er erstaunt, „hat Ihnen meine Mutter Geld geliehen?"

Der Baron nickte schmauchend mit dem Kopfe.

„Wie viel? Wie viel?" fragte Levi, indem er hastig mit dem Stuhle näher rückte.

„Dreißigtausend Thaler."

Levi riß Mund und Augen auf. Man hätte sagen können, die wenigen Haare seines dicken Schädels stünden ihm vor Erstaunen zu Berge.

„Dreißigtausend Thaler?" wiederholte er lallend nach einigen Augenblicken.

Er hatte nie geglaubt, daß seine Mutter ein solches Vermögen besäße. Und wie sollte die alte Frau auch dazu gekommen sein? Konnte das Ausleihen auf Pfänder in zehn Jahren so viel eintragen? Levi saß da wie Lott's Salzsäule. Auf einige Tausend hatte er gehofft, aber nicht auf diese Summe.

„Was ist Ihnen?" fragte der Baron. „Warum starren Sie mich an, als ob sie den Verstand verloren hätten? Wundern Sie sich über die Unvorsichtigkeit ihrer Mutter? Oder halten Sie das Kapital bei uns für gefährdet? Beruhigen Sie sich, mein Bester, wir zahlen als ehrliche Leute, und wenn die Kredit-Anstalten und Eisenbahnen wie Pilze aus der Erde wachsen."

„Das ist es nicht, das ist es nicht!“ murmelte der Jude, der sich bald von seiner Ueberraschung erholt hatte. „Ich wundere mich,“ fügte er hinzu, um den wahren Grund zu verbergen, „ich wundere mich nur, wie der Herr Baron an meine Mutter gekommen ist, die doch ihre Vermögensumstände stets so geheim gehalten hat.“

„Durch einen gewissen Samson Pick.“

„Wie, Pick?“

„Er reiste durch das Land, um Gold und Edelsteine zu kaufen und zu verkaufen.“

„Lea's Vater!“ dachte Markus. „Also Pick hat diese Anleihe vermittelt?“ fragte er laut.

„Ja.“

„Der Mann hat meine Mutter besser gekannt, als ich. Aber, Herr Baron, Samson Pick ist ja schon seit beinahe zehn Jahren todt?“

„So lange schulden wir auch das Geld. Die Zinsen sind pünktlich gezahlt, aber trotzdem ist uns das Kapital gekündigt, das als erste Hypothek auf unserem Gute steht. Samson Pick hat dafür gesorgt, daß er das Geld seiner Freundin sicher anlegte. Nun war ich also bei Ihrer Mutter, um auf ein Jahr Frist zu bewirken.“

„Sie wird sie Ihnen bewilligt haben!“ rief Markus.

„Nein!“

„Das wundert mich. Gab sie keinen Grund an?"

„Einen sehr triftigen."

„Ich bin neugierig. Spekulirt meine Mutter?"

„Wie alle, die Kapitalien besitzen. Vier Perzent genügen ihr nicht mehr."

„So bieten Sie fünf."

„Ist geschehen."

„Und trotzdem weigert sie sich?"

„Sie hat ihren Hypothekenschein verkauft."

„An wen?"

„An den Banquier Valentin Kaiser."

„Ah," rief Markus verwundert. „Also an Kaiser. Der Mann macht große Geschäfte in Aktien. Sie haben doch Rücksprache mit ihm genommen?"

„Natürlich; er antwortete mir, der Justizrath Ernst sei diesen Morgen abgereist, um mit meinem Bruder auf Elsborn die Sache mündlich zu verhandeln. Der Justizrath habe ausgedehnte Vollmacht, und er, Kaiser, könne in der Sache Nichts thun. So habe ich denn in Gottesnamen die Rückreise angetreten. Der Zufall führte mich mit dem Rechtsanwalte des Banquiers zusammen, Sie wissen es ja. Unterwegs mit ihm zu verhandeln hielt ich für überflüssig, da wir uns diesen Abend auf Elsborn treffen. Ich hoffe übrigens nicht viel Gutes von dieser Vermittlung."

„Warum, Herr Baron?"

„Weil man mir gesagt hat, der Justizrath sei einer der größten Aktienspekulanten Kölns; man vermuthet selbst, er sei ein stiller Associé des Banquier's Kaiser. Nun drängte sich mir die Frage auf: warum hat Mutter Markus den Hypothekenschein verkauft? Warum hat der Banquier ihn gekauft? O, dieser verdammte Aktienschwindel! Er ruinirt mehr als einen ehrlichen Mann. Ich kann Ihnen sagen, Herr Markus, daß mein armer Bruder der Verzweiflung nahe ist. Wenn Sie nicht Rath schaffen, gebe ich das herrliche Rittergut verloren."

Markus hatte einige Augenblicke vor sich hin gesehen. Dann fragte er:

„Was meinen Sie denn, daß ich in dieser Angelegenheit thun kann?"

„Was anders, als Geld schaffen?" rief der Baron.

„Das wird in jetziger Zeit schwer fallen!" murmelte der Jude. „Die Grundstücke sind im Preise gesunken."

„Immerhin. Elsborn ist unter Wucherern zweimalhunderttausend Thaler werth, und wir brauchen nur die Hälfte dieser Summe, um dem Drängen der Gläubiger mit einem Schlage ein Ende zu machen. In unserer Gegend ist freilich ein solches Kapital nicht aufzutreiben. Da habe ich denn gedacht, daß Sie in Amsterdam Gelegenheit finden werden — ach, Herr Markus Sie sollen dabei verdienen, mein Wort darauf. Sie

haben mir vor fünf Jahren, als ich aus den holländischen Diensten schied, eine Summe auf Wechsel verschafft, es kann Ihnen nicht schwer werden, wenn eine solche Hypothek geboten wird. In Amsterdam gibt es solide Bankhäuser, die von dem Aktienschwindel noch nicht angesteckt sind. Sie sind ein Agent, dem man Vertrauen schenkt — wollen Sie sich dem Geschäfte unterziehen?"

„Mein Herr Baron," sagte Markus, nachdem er einige Augenblicke überlegt hatte, „ich stehe Ihnen gern zu Diensten; aber ich gebe Ihnen auch zu bedenken, daß sich in dem Zeitraume von fünf Jahren alle merkantilischen Verhältnisse verändert haben. Auch in Holland ist das Geld nicht mehr so leicht flüssig zu machen. Trotzdem werde ich Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht. Wissen Sie, ob meine Mutter das von dem Banquier erhaltene Kapital noch in Händen hat?"

„Ich ging sie darum an."

„Nun?"

„Sie hat es bereits in Aktien angelegt."

„Diese alte Frau sollte an den Tod denken, statt an Erwerben!" rief Markus, obgleich er sich im Innern über die zu seinem Gunsten unternommene Spekulation freuete. „Von dieser Seite her hätten wir also keine Hoffnung."

„Keine!" murmelte der Baron.

„Ich kenne meine Mutter, sie ist halsstarrig wie der Teufel selbst. Ehe ich jedoch etwas unternehme,

wollen wir die Verhandlungen des Justizraths mit Ihrem Herrn Bruder abwarten. Gewährt er keine Stundung, nun, so werden wir ja sehen, was zu thun ist."

„Sie sind mein Agent, Herr Markus?"

„Was ich vermag, soll geschehen."

„Begleiten Sie mich nach Elsborn; morgen wissen wir, woran wir sind."

Der Baron zog seine Uhr.

„In einer Viertelstunde geht die Post ab," sagte er; „ich löse zwei Billets. Erwarten Sie mich, ich bin sogleich wieder bei Ihnen."

Er verließ das Zimmer.

„Vortrefflich!" murmelte Markus. „Vielleicht gelingt es mir, dem weisen Herrn Justizrathe einen Strich durch die Rechnung zu machen. Das schöne Gut steckt ihm in der Nase — ich werde versuchen, es ihm herauszuziehen. Also meine Mutter besitzt ein Kapital von dreißigtausend Thalern! Ich bin ihr einziger Erbe — folglich ist die Möglichkeit vorhanden, daß ich der Besitzer von Elsborn werde. Muth, Markus, Muth und Verschlagenheit, und Du bist mit einem Schlage ein reicher Mann. Was dem christlichen Justizrathe, dem Manne des Rechts, erlaubt ist, muß auch einem jüdischen Agenten erlaubt sein. Es lebe der Handel, es lebe die Börse, die jetzt überall, selbst auf den Dörfern ist!"

Er füllte sein Glas mit dem Reste der Flasche, und trank es aus.

Der Baron kam zurück; er mahnte zum Aufbruche. Markus belud sich dienstfertig mit der Reisetasche seines Begleiters. Fünf Minuten später saßen Beide in der Post, die im raschen Trabe den Weg nach D. einschlug.

Zweites Kapitel.

Die unbekannte Schöne.

Während der Baron und Markus in der gewöhnlichen Schnellpost reisen, berichten wir unsern Lesern die Abenteuer, die dem Justizrathe in der Extrapost begegneten. Die junge Dame, von der es noch unentschieden ist, ob sie das Band der Ehe fesselt oder nicht, hatte sich mit dem größten Vertrauen ihrem Begleiter angeschlossen. Sie lag in der einen Ecke des bequemen Postwagens, er in der andern. Der Justizrath hatte nun die beste Gelegenheit, die Schönheit der jungen Reisenden genau kennen zu lernen und zu bewundern. Mit dem steigenden Interesse für sie wuchs auch die Neugierde, zu erfahren, ob sie und Madame Seltenau zwei verschiedene Personen seien. Schweigend betrachtete er lange Zeit das wirklich reizende Geschöpf. An den Fingern ihrer kleinen, weißen Hand glänzten kostbare Ringe, mit denen sie wie zur Unterhaltung spielte. Der Ausdruck ihres zarten Gesichts war keck, übermüthig,

aber auch zugleich gutherzig. Ihr lebhaftes Auge drückte mitunter einen leichten Spott aus — schnell aber verwandelte sich dieser Spott in eine reizende Milde, wenn sie lächelte. Die Uebergänge ihrer Stimmung waren auffallend bemerkbar, da sie sich durchaus keine Mühe gab, den augenblicklichen Zustand ihres Innern zu verbergen. Ein Psycholog würde der unumstößlichen Meinung gewesen sein, dieses muthwillige, lebensfrohe Wesen sei unfähig ein Geheimniß zu verbergen. Der Justizrath, der früher mehrere Jahre bei dem Kriminalgerichte gearbeitet hatte, schmeichelte sich, Psycholog zu sein, und er war nach der kurzen Bekanntschaft mit der Fremden zu der Ansicht gelangt, daß sie entweder einen sehr leichtsinnigen oder einen boshaften Charakter habe. Aber in beiden Beziehungen ward er so oft getäuscht, daß er schließlich gar keine Ansicht mehr hatte.

Auf die Aehnlichkeit mit der Seltenau wollte er nicht wieder zurückkommen; er nahm sich vor, auf Umwegen die Wahrheit zu ergründen, denn daß eine Frau seiner juristischen Inquisition ausweichen könne, hielt er für unmöglich.

Die Situation wäre für jede andere junge Dame eine peinliche gewesen — für unsere Reisende hatte sie durchaus nichts Beklemmendes; sie saß so unbefangen in dem Polster, als ob sie sich das Recht, den Platz einzunehmen, erkauft habe.

Der Justizrath hatte für den Augenblick den Zweck seiner Reise vergessen, er beschäftigte sich in Gedanken mit der Seltenau, die ihm so sehr am Herzen lag, als das Interesse seines Freundes Kaiser. Er war selbst auf einer Zwischenstation ausgestiegen, um, wie wir wissen, einen Brief an seine Frau zu schreiben, in dem er ihr die junge Mutter mit warmen Worten empfahl. Durch diesen Aufenthalt war er veranlaßt gewesen, den folgenden Bahnzug zu erwarten, der ihm diese seltsame Reisebegleiterin zugeführt hatte.

Um dem Gange unserer Erzählung nicht vorzugreifen, werden wir später die Beziehungen des Justizraths zu Madame Seltenau erklären. Für jetzt genüge die Andeutung, daß ihn mehr als das gewöhnliche Geschäftsinteresse zu ihr hinzog.

Eine Viertelstunde hatte er schweigend über den Angriffsplan nachgesonnen. Er schien mit sich im Klaren zu sein — als er den Kopf hob, sah er, daß die junge Dame ihr sauber gesticktes Taschenbuch hervorgezogen hatte und zeichnete. Dann und wann blickte sie zu ihm herüber. Als ihre Blicke den seinigen begegneten, lächelte sie wie ein Kind, das einen schelmischen Streich auszuführen gedenkt.

„Was beginnen Sie?“ fragte er.

„Ich unterhalte mich, so gut ich kann.“

„O, ich verdiene diesen Vorwurf!“ rief lächelnd der Justizrath.

„Ich will keinen Vorwurf aussprechen, mein Herr!"

„Immerhin, ich hatte meine liebenswürdige Begleiterin vergessen."

„Ersparen Sie sich jede Entschuldigung, denn ich habe kein Recht, sie zu fordern. Ich bin Ihnen im Gegentheile zu großem Danke verpflichtet . . ."

„Und dennoch muß ich bekennen, daß ich mich nur mit Ihnen beschäftigt habe!"

„Mit mir?" rief sie lachend.

„Ja, mit Ihnen, mein schönes Fräulein!"

„Dann befinden wir uns in einem und demselben Falle."

„Wie?"

„Ich beschäftige mich mit Ihnen."

„Sie sind sehr freundlich."

„Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erzeugen?"

„Mit Vergnügen."

„So bleiben Sie in der Stellung, die Sie bisher eingenommen haben."

„Warum? Warum?"

„Damit ich die geistreichen und interessanten Züge des Mannes zeichnen kann, der sich der armen Reisenden so großmüthig angenommen hat."

„Habe ich Ihnen denn einen so großen Dienst erzeugt, indem ich that, was die Höflichkeit erfordert, und was jeder Andere ebenso bereitwillig gethan haben würde?"

„Ja, ja — ich glaube wohl!"

„Und warum schlagen Sie es denn so hoch an?"

„Weil — weil — o, erlassen Sie mir die Erklärung."

„Verzeihen Sie, wenn ich darauf beharre."

„Sie sagen, jeder Andere würde mir gleiche Aufmerksamkeit geschenkt haben," rief sie ausweichend.

„Niemand kann daran zweifeln, mein schönes Fräulein!"

„Ich aber hätte von einem Andern auch nicht den geringsten Dienst angenommen."

„Das ist ein Vorzug den ich nicht zu verdienen glaube."

„Ich bitte, Herr Justizrath!"

„Sie kennen meinen Stand?" fragte er verwundert.

„Der Herr, den Sie Baron titulirten, hat Sie so genannt."

„Ganz recht."

„Darf ich nun meine Zeichnung vollenden?" fragte sie in einem bittenden Tone und mit einem Lächeln, das den Justizrath entzückte.

„Sie haben zu befehlen!" antwortete er verwirrt. „Wie soll ich sitzen?"

„Nehmen Sie gefälligst die Stellung wieder an, in der Sie die Güte hatten, sich mit mir zu beschäftigen."

Der Justizrath legte sich in das Kissen zurück.

„Gut, gut, vortrefflich!“ rief sie erfreut. „Gönnen Sie mir einige Augenblicke, und ich werde fertig sein!“

Der bequeme Wagen fuhr auf der ebenen Chaussée so ruhig dahin, daß er die Zeichnerin wenig belästigte. Nach fünf Minuten rief sie triumphirend:

„Die Skizze ist schlecht, aber ähnlich! Sobald ich Ruhe habe, werde ich sie ausführen.“

Ernst bat, sie möge ihm die Zeichnung zeigen.

„Wenn sie ausgeführt ist, mein Herr! Diese Skizze soll nur dazu dienen, meinem Gedächtnisse zu helfen.“

„Wenn die Skizze ausgeführt ist?“ fragte verwundert der Justizrath. „Nach dieser Andeutung glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, daß wir uns wiedersehen.“

„Allerdings; es müßte denn sein, daß Sie mir ausweichen. Ich werde einige Zeit in D. bleiben. Das Reisen ermüdet, ich sehne mich nach Ruhe. Ist das Gasthaus in D. nur einigermaßen bequem, so bleibe ich sechs oder acht Tage — vielleicht auch noch länger.“

„Demnach sind Sie fremd in dieser Gegend?“

„Ich bereise sie in meinem Leben zum ersten Male.“

„Und kann man den Zweck Ihrer Weiterreise erfahren?“

„Vergnügen, Zerstreuung, nichts weiter! Der stete Aufenthalt an einem Orte ist mir lästig. Ich

liebe die Monotonie nicht — sie kann mich zur Verzweiflung bringen."

Bei diesen Worten verbarg sie das Portefeuille in der Tasche ihres seidenen Kleides, dann nahm sie den Sammthut ab, und warf ihn nachlässig in das Netz unter der Decke.

„Es wird wärm in unserm Wagen!" rief sie aus.

Und wirklich zeigte sich eine leichte Röthe auf ihren zartweißen Wangen, die ihr wunderbar schön stand. Der Justizrath sah ein, daß ihr auf diese Weise nicht beizukommen war. Er nahm zur Galanterie seine Zuflucht.

„Mein liebes Fräulein," begann er nach einer Pause, „Sie haben mich flüchtig skizzirt und besitzen demnach eine sichtbare Erinnerung an unsere Reisebekanntschaft. — Ihre reizenden Züge werde ich zwar nicht so leicht vergessen, aber wenn ich mehr von Ihnen wüßte, als daß Sie aus Langeweile reisen, so würde das Andenken an Sie . . ."

„Was wollen Sie wissen?" fragte sie lebhaft.

„Ich bitte, nennen Sie mir Ihren Namen."

„Josefine!"

„Führen Sie nur diesen einen Namen?" fuhr er lächelnd fort.

„Ich glaube, es genügt, wenn ich Ihnen das Porträt der Person dazu einhändige, die ihn trägt."

Sie zog ein kleines Medaillon aus dem Busen, zerriß die schwarze Schnur, die es an den Hals fesselte, und gab es lächelnd dem erstaunten Justizrathe.

„Ich besitze Ihr Bild,“ fügte sie sehr artig hinzu, „die Billigkeit erfordert, daß ich Ihnen dagegen das meinige gebe. Sie sehen, ich bin dankbar.“

Ernst hielt ein kleines Daguerreotyp in der Hand, das in einen schmalen massiven Goldreifen gefaßt war; das sauber retouchirte Porträt war dem Originale sprechend ähnlich. Der Kopf auf dem Bilde war ohne Hut; es schien fast, als ob Josefine den Hut absichtlich abgelegt hatte, um ihre Aehnlichkeit mit dem Bilde desto anschaulicher zu machen.

„Bin ich getroffen?“

Mit dieser Frage unterbrach sie das Sinnen des Justizraths, der das Medaillon betrachtete, und sich dabei der Madame Seltenau erinnerte, die, wie Josefine, das Original dieser Kopie zu sein schien. Der Hauptausdruck der Züge auf dem Bilde war sentimental, aber dabei freundlich. In dem Augenblicke, als er Josefine ansah, um ihre Frage zu beantworten, hatte ihr Gesicht denselben freundlichen, fast schmachtenden Ausdruck. Es ließ sich jedoch nicht erkennen, ob dieser Ausdruck ein erkünstelter war.

„Ja,“ murmelte er, „Ihre Züge sind täuschend wiedergegeben!“

„Das Bild ist aus dem Atelier eines Meisters in Brüssel hervorgegangen.“

„Und entäußern Sie sich dessen gern?“

„Ich besitze noch ein zweites.“

Der Justizrath bot Josefine die Hand. Sie legte die ihrige, die ein wenig zu zittern schien, in die dargebotene.

„Mehr kann ich Ihnen nicht geben!“ sagte sie treuherzig. „Auf alle Ihre Fragen, die meine Vergangenheit oder meine Zukunft betreffen, kann ich nur durch Schweigen antworten. Ach ja, ich muß Ihnen wohl höchst sonderbar erscheinen!“ fügte sie seufzend hinzu. „Doch lassen wir das — ich will mich nicht traurig stimmen. Sagen Sie mir, wo wir sind?“

Die Abenddämmerung hatte sich eingestellt. An dem westlichen Horizonte hatte sich ein glänzendes Abendroth gebildet, dessen Schein sich in Josefinens Gesichte spiegelte. Ihr großes dunkles Auge schwamm in einem feuchten Glanze. Der Justizrath wandte sich ab, um ein bitteres Gefühl nicht zu verrathen, das bei diesem Anblicke sich in ihm regte. Als er das Fenster öffnen wollte, hielt der Wagen. Man war auf einer Station angekommen, und die Pferde wurden gewechselt.

„Sind wir in D.?“ fragte Josefine.

„Nein, wir werden erst in einer Stunde dort sein.“

Der Justizrath stieg aus, ging in das Postgebäude und bezahlte das Fahrgeld für die nächste Station. Es war stark dämmerig, als der Wagen wieder abfuhr. Josefine saß schweigend auf ihrem Platze, es schien, als ob sie keinen Gefallen mehr an der Unterhaltung fände, als ob sie selbst in ein tiefes Nachdenken versunken sei. Auch der Justizrath hatte seinerseits genug zu denken, das sonderbare Mädchen gab ihm Anlaß dazu. Er, der verheirathete Mann, besaß das Porträt einer Schönen, die bei einbrechender Nacht allein mit ihm in einem Wagen fuhr. Das mußte für einen Mann in seinem Alter eine gefährliche Situation sein, zumal, wenn man bedenkt, daß die Einförmigkeit einer kinderlosen Ehe nicht selten den Wunsch nach Abwechslung erzeugt. Das Interesse, das er für die wirklich reizende Josefine hegte, ward durch zwei Umstände erhöht: durch die frappante Aehnlichkeit mit einer Frau, die zu ihm bereits in gewissen Beziehungen stand, und durch das auffallend Geheimnißvolle ihrer Reise und ihres Benehmens. Der Schluß, daß Josefine keine Heilige sei, mußte sich ihm unwillkürlich aufdrängen. Noch eine Stunde blieb ihm, um den Schleier zu lüften, den Josefine so geschickt über sich ausgebreitet hatte. Der Justizrath hatte zunächst ein geschäftliches Interesse im Auge und diesem zu genügen hielt er für Pflicht. Wie aber sollte er nach der vorangegangenen Unterredung in seiner Inquisition fortfahren? Die Reisende hatte

sich im Voraus gegen die ihr lästigen Fragen auf eine Weise verwahrt, die eben sowohl von Schlauheit als von Energie zeugte.

Eine Viertelstunde verfloß. In dem geschlossenen Wagen herrschte eine vollkommene Finsterniß. Ein dichter Nebel lag über den Feldern, die sich rechts und links ausbreiteten. Der Pferdelenker blies zu seiner Unterhaltung das Lieblingsstückchen aller deutschen Postillons: „Schier dreißig Jahre bist Du alt." Er war eben kein großer Virtuos auf seinem undankbaren Instrumente, und es kamen nicht selten Töne zum Vorschein, die auch das unmusikalischste Ohr zerreißen mußten. Eine ganze Passage verunglückte dem guten Schwager, trotzdem er sich wacker abmühte.

Josefine, die kurz zuvor einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte, brach in ein lautes Lachen aus.

„Himmel," rief sie, „was für eine Lunge muß dieser Mensch haben! Er könnte mich zur Verzweiflung bringen, wenn seine Töne weniger lächerlich klängen. Ich weiß nicht, ob ich mehr seine Hartnäckigkeit oder seine entsetzliche Virtuosität bewundern soll."

„Der Mann muß schweigen," meinte der Justizrath, „es bedarf ja nur einer Aufforderung . . ."

„O lassen Sie ihn, mein Herr; ich will lieber diese schlechte Trompete hören, als das Geheul der Lokomotive, das Mark und Bein durchschneidet. Der

Postillon sorgt für Unterhaltung," fügte sie nach einer Pause hinzu.

Der Justizrath mußte lächeln.

„Der Postillon ist galanter als ich!" sagte er laut.

„Verzeihung, ich wollte Ihre Galanterie nicht provoziren!" antwortete Josefine. „Sie sind mir gegenüber schon so großmüthig gewesen, daß es eine Anmaßung ohne Gleichen wäre, wollte ich Ihnen auch noch die Last aufbürden, mich zu unterhalten."

„Sie schienen traurigen Gedanken nachzuhängen, mein Fräulein!"

„Traurigen Gedanken?"

„Nun ja!"

„Woraus schließen Sie das?" fragte sie in einem Tone, der ihre Neugierde verrieth.

„Wenn ein Seufzer Betrübniß andeutet —"

„Ah, das ist es!"

„So muß ich schließen —"

„Daß ich traurig bin? Ihr Schluß ist falsch, Herr Justizrath! Es gibt auch Seufzer der Sehnsucht. Sie sind verheirathet — Sie leben in der Ruhe des Herzens —"

„Wer sagte Ihnen, daß ich verheirathet bin?" fragte rasch und verwundert der Justizrath.

„Ihre Frau, mein Herr!"

„Meine Frau? Kennen Sie denn eine Justizräthin Ernst?"

„Ich habe sie kennen gelernt und gesprochen.“

„Wo? Wo?“

„Das ist mein Geheimniß; erlauben Sie, daß ich es bewahre. Uebrigens muß ich bekennen, daß Sie sich eine schöne liebenswürdige Gattin gewählt haben.“

„Die ich vielleicht nicht verdiene?“

„Ich bin zu unerfahren, um die Männer beurtheilen zu können, Herr Justizrath!“

Das Gespräch stockte wieder. Ernst glaubte mehr als je daran, daß er mit Madame Seltenau zu thun habe. Wie anders konnte sie seine Frau kennen gelernt haben, als in dem Dachstübchen der Mutter Bielitz? Aber wie verschieden war das Benehmen der Reisenden von dem jener jungen Mutter, die durch den Arzt den Beistand des Hilfsvereins in Anspruch genommen hatte! Die Stimme, die Gesichtszüge, die Körperformen waren dieselben — Charakter und Wesen waren ganz entgegengesetzter Art. Zu welchem Zwecke reiste die junge Dame? Warum verleugnete sie die letzten Monate, die sie in Köln verlebt hatte?

„Verzeihung, Fräulein Josefine,“ begann er, „wenn ich auf Ihren Aufenthalt in Köln zurückkomme. Madame Seltenau hat mir einen seltsamen Rechtshandel anvertraut —“

„Wer ist Madame Seltenau?“ unterbrach sie ihn rasch.

„Eine arme, unglückliche Frau, die ich so lange für wahr und aufrichtig gehalten, als mir das Ver-

gnügen nicht zu Theil ward, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Josefine brach in ihr gewöhnliches Lachen aus.

„Herr Justizrath, Sie sprechen in Räthseln!" rief sie. „Scheint es doch, als ob ich Ihnen Aufklärung über Madame Seltenau gegeben hätte, über eine Person, die mir eben so fremd ist, als, als — jener Postillon, der in diesem Augenblicke die widrigste Fanfare von der Welt bläst."

„Ich wiederhole es, daß ich Madame Seltenau für aufrichtig, und ihr Unglück für ein unverdientes gehalten habe."

Die junge Dame antwortete in einem spröden Tone:

„Es sollte mir leid thun, wenn ich, ohne es zu wollen, Ihr günstiges Urtheil über Madame Seltenau in ein ungünstiges verwandelt hätte. Sehen Sie, da ist unsere Unterhaltung im besten Gange. Die junge Frau muß Ihnen wahrlich nicht gleichgiltig sein. Dann freilich hat meine Person kein großes Verdienst, sich Ihre Theilnahme erworben zu haben. Sie sehen, ich bin zu ehrlich, um Vortheil von einer Aehnlichkeit zu ziehen, die ich in Ihrem und Madame Seltenau's Interesse — nicht wahr, die junge Dame heißt Seltenau?"

„Ja!"

„Kurz, ich möchte daß diese Aehnlichkeit nicht existirte."

„Seltsam, Seltsam," dachte der Justizrath. „Je länger ich diese Josefine sprechen höre, je größer wird die Gewißheit, daß ich mit der Seltenau zu thun habe. Sie weigern sich, mir Ihren Namen zu nennen?" fuhr er laut fort.

„Nun ja, weil ich Gründe dazu habe. Sollten wir uns später wiedersehen, so würde dieser Grund vielleicht nicht mehr vorhanden sein. Zweifeln Sie nicht an meiner Wahrheitsliebe, denn wollte ich lügen, so könnte ich Ihnen ja nur den ersten besten Namen nennen . . "

„Sie haben Recht, mein Fräulein! Verzeihen Sie mir, daß ich indiskret in Sie drang; aber die Aehnlichkeit, von der ich spreche, ist so außerordentlich, daß das schärfeste Auge zu einem Irrthume verleitet wird. Ihre Doppelgängerin ist meine Klientin, und wenn ich mich für sie interessire . . ."

„Ah, sie ist Ihre Klientin!" rief Josefine.

„In einer schwierigen, verwickelten Angelegenheit, deren Ausgang noch nicht abzusehen ist. Anfangs erregte die Sache ihrer selbst wegen meine Theilnahme, denn sie ist wunderlicher, romantischer Art — dann fesselte mich meine Klientin selbst, so daß der Entschluß in mir reifte, Alles aufzubieten, um ihr nützlich zu sein, obgleich, wie ich schon bemerkt, wenig Aussicht auf ein ersprießliches Ende vorhanden ist."

„Also die Angelegenheit ist romantischer Art, Herr Justizrath? Das erweckt meine Neugierde. Ich bekenne

daß die Neugierde das einzige Laster ist, dem ich durch Willenskraft keinen Damm entgegenstellen kann. Und hier ist sie wohl verzeihlich, da jene Madame Seltenau durch ihre Aehnlichkeit mit mir in mein Leben eingreift. Darf man den Rechtsfall kennen lernen?"

„Gewiß!" rief der Justizrath. „Ich glaube selbst, Ihnen einen großen Dienst zu leisten, wenn ich Ihnen einen Blick in die Sache gestatte."

„Wie, einen Dienst? Kann sie mir Gefahr bringen?"

„Vielleicht!"

„O, erzählen Sie, erzählen Sie!"

„Unter der Voraussetzung, daß Sie keiner dritten Person meine Mittheilungen anvertrauen."

„Daß schwöre ich Ihnen, mein Herr!"

„Ich wage nicht, Ihr Versprechen zu bezweifeln."

„Nehmen Sie im Voraus meinen Dank für das Vertrauen, dessen ich mich würdig beweisen werde."

„So hören Sie!"

An dem Geräusche, daß Josefine verursachte, erkannte der Justizrath, daß sie ihm näher rückte, als ob sie besser hören wollte. Wie bedauerte er, daß ihn die Dunkelheit hinderte, den Ausdruck ihres Gesichts in diesem Augenblicke zu erkennen; er zweifelte nicht daran, daß er mehr als Neugierde verrieth.

„Es war im Jänner dieses Jahres, als ein alter Mann gegen Abend in mein Arbeitszimmer trat. Seine

Kleidung war von der Art, daß ich ihn für einen Bettler hielt, und ich griff schon nach meiner Börse, um ihn durch ein Almosen so rasch als möglich abzufertigen.

„Ich bin kein Bettler!“ rief der Greis bewegt.

„Was wollen Sie?“ fragte ich, verwundert über die Bewegung des Alten, der mich schmerzlich lächelnd ansah.

„Sie sind öffentlicher Rechtsanwalt, mein Herr?“

„Ich bin Justizrath!“

„An diesen richte ich meine Bitte, denn ich bedarf eines juristischen Beistandes.“

„Als ich ihm meine Bereitwilligkeit aussprach, ihn anzuhören, ließ sich der vom raschen Gehen Erschöpfte auf einem Stuhle nieder, kreuzte die rauhen Hände auf seinem Dornstocke, und sagte:

„Ich suche einen Vormund für meine Tochter. Sie wundern sich, daß ich mich an den Mann wende, den man mir als den ersten Juristen dieser Stadt bezeichnet hat?“

„Allerdings,“ gab ich zur Antwort, „denn es läßt sich nicht annehmen, daß Sie Güter zu verwalten haben, die der Obhut eines Juristen anvertraut werden müssen.“

„Und doch ist es so!“ antwortete der Greis. „Meine Güter sind so umfangreich, daß sie das Gelüste verschiedener Personen geweckt haben, die sie mir streitig machen.“

„Ich fragte nach dem Namen dieses sonderbaren Klienten. Statt ihn mir zu nennen, fragte er:

„Wenn Ihnen die Vormundschaft, außer den Ihnen gebührenden Advokatenkosten, einen sicheren Ertrag von jährlich zweitausend Thalern einträgt — sind Sie geneigt, sie anzunehmen?“

„Ich sah den Mann, der mir einen solchen Antrag stellte, vom Kopfe bis zu den Füßen an. Seine beschmutzten Stiefel waren zerrissen; sein abgetragener grauer Rock, den er bis an den Hals zugeknöpft, gewährte unmöglich Schutz gegen die Kälte, und auf seinem kahlen Scheitel perlten dicke Schweißtropfen, von denen es unentschieden war, ob sie die Erschöpfung, die Schwäche oder die Angst erpreßte. Das durchfurchte Gesicht dieses Mannes verrieth indeß eine Ruhe, eine Biederkeit, die trotz des Kontrastes, der zwischen seiner Erscheinung und dem mir gemachten Antrage lag, den aufkeimenden Argwohn verscheuchten. Ich beschloß, auf die Sache einzugehen.“

„Zunächst möchte ich wissen, wer mir sein Vertrauen schenkt,“ sagte ich.

„Mein Herr! ich erwarte die Antwort, die Antwort auf meine Frage,“ murmelte ruhig ernst der Greis. „Ich bin als Geschäfsmann bei Ihnen.“

„Die Bedingungen, die Sie stellen, sind allerdings vortheilhaft, aber der Vortheil allein ist nicht im Stande, mich ohne Weiteres zur Annahme zu bestimmen.“

„Was fordern Sie noch?"

„Die Ueberzeugung, daß ich in einer Sache diene —"

„Die den Anwalt nicht kompromittirt?"

„Nun ja!"

„Es steht Ihnen frei, Herr Justizrath! Ihr Mandat zurückzugeben, wenn sich später Bedenken herausstellen, die sich mit der Ehre eines rechtlichen Sachwalters nicht vereinbaren lassen."

„Warum aber," fragte ich, „fordern Sie in diesem Falle meine Zusicherung?"

„Sie werden dies erklärlich finden, sobald Sie Einsicht von der Sache genommen haben."

„Und wer bürgt mir für die Erfüllung Ihres Versprechens?"

„Die Sache selbst."

„Das ist seltsam, mein Herr! Warum kommen Sie gerade zu mir?"

„Auch das werden Sie aus den Papieren ersehen."

„Mein Erstaunen und meine Neugierde wuchsen mit jedem Augenblicke dieser Unterredung. Der seltsame Klient erschien mir wie ein Räthsel, dessen Lösung ich nicht von der Hand weisen konnte, ohne mir später Vorwürfe zu machen."

„Sie wollen also, daß ich Ihnen die Annahme verspreche, ehe ich die Angelegenheit kenne?" fragte ich.

„Meine Bedingungen müssen Ihnen genügen.“ Als der Mann mein ungläubiges Lächeln sah, fügte er hinzu: „wage ich nicht eben so viel, und vielleicht noch mehr als Sie, Herr Justizrath! wenn ich Ihnen wichtige Dokumente übergebe, ohne Ihnen meine Adresse zu hinterlassen? Sie haben ein Faustpfand, während ich nur Ihr Versprechen mit mir nehme.“

„Gegen dieses Argument fand ich keinen triftigen und vernünftigen Einwand.

„Gut, sagte ich, gut, mein Herr! ich nehme unter den gestellten Bedingungen Ihren Auftrag an.“

„Der Greis knöpfte ruhig seinen alten Rock auf, und holte eine mit Papieren angefüllte Brieftasche von braunem Leder hervor, die mit einem schmutzigen Bande umwickelt war. Als er sie mir überreichen wollte, fragte ich:

„Und wenn ich mich nun veranlaßt fände, mein Mandat zurückzugeben?“

„O über dieses Mißtrauen, Herr Justizrath!“ sagte lächelnd und kopfschüttelnd der Greis. „Aber es ist gut, recht gut, denn es beweist mir, daß ich mit einem vorsichtigen Manne zu thun habe, und Vorsicht ist in meiner Angelegenheit vor allen Dingen erforderlich. Auch den Fall, den Sie zuletzt als möglich annehmen, habe ich vorgesehen. Dieses Portefeuille gibt Ihnen den Weg an, auf dem es in meine Hände zurückgelangt, ohne daß wir uns sehen. Wenn Sie wüßten,

welche Schätze es enthält! Wenn Sie wüßten, wie groß mein Vertrauen auf Ihre Ehre und auf Ihre Wissenschaft ist!"

„Wohlan, so werde ich dieses Vertrauen zu rechtfertigen suchen."

„Ich streckte die Hand nach dem Portefeuille aus."

„Verzeihung, ich habe Ihr Versprechen noch nicht!" rief der Greis feierlich und mit zitternder Stimme. „Versprechen Sie mir meiner Tochter ein sorgender Vormund zu sein?"

„Ich verspreche es!"

„Das ist Alles, was ich fordere."

„Geben Sie, mein Herr!"

„Verschwiegenheit mache ich Ihnen nicht zur Pflicht, denn sie ergibt sich von selbst."

Der Greis legte das Portefeuille in meine Hand. Es war schwerer, als ich dachte. Ich wollte es öffnen.

„Jetzt nicht!" rief der Alte mahnend.

„Warum? Warum?"

„Oeffnen und prüfen Sie mein Buch, wenn ich mich entfernt habe. Auch diese Bitte werden Sie erklärlich finden, sobald Sie sich instruirt haben."

„Ich schloß das Buch in meinen Sekretär. Der Alte sah es mit wehmüthigen Blicken in dem Fache verschwinden. Er zog sein zerlumptes Taschentuch hervor, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne — wie mir schien auch zwei Thränen, die sich aus seinen trüben Augen stahlen.

„Nun erwarten Sie, daß ich gehe?" fragte er lächelnd.

„Nein, meine Zeit gehört meinen Klienten, und da ich Sie jetzt zu der Zahl derselben zähle —"

„Ihr Klient, Herr Justizrath! hat sein Geschäft besorgt, ich habe in diesem Punkte nichts mehr mit Ihnen zu besprechen. Eine Bitte jedoch habe ich noch an Ihre Humanität zu richten."

„Ah," dachte ich, „jetzt wird sich die eigentliche Absicht des Mannes zeigen. Mein Mißtrauen erwachte wieder, und ich bereuete, mich so weit mit ihm eingelassen zu haben."

„Was wünschen Sie noch?" fragte ich neugierig.

„Der Alte sah forschend durch das Zimmer, dann flüsterte er, indem er mich mit einem unbeschreiblichen Blicke ansah:

„Herr Justizrath! Sie werden über einen Klienten lächeln, der Ihnen einen jährlichen Lohn von zweitausend Thalern zusichert, und Sie nun um ein Abendessen bittet."

„Nichts als das wollen Sie?"

„Nichts weiter. Ich habe seit sechs und dreißig Stunden nichts gegessen. Ich bin so erschöpft, daß ich meine Nachtherberge nicht erreichen würde."

„Aber warum haben Sie sich die Nahrung entzogen."

„Warum? Warum? Können arme Leute essen, wenn Sie Appetit oder Hunger haben?"

„Und dabei lächelte der Greis so trübselig, daß ich das innigste Mitleid mit ihm fühlte. Mir entging es nicht, daß sein Gesicht in der Zeit sehr bleich geworden war, und daß ihm der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne rieselte. Alle Zeichen völliger Erschöpfung waren vorhanden."

„Mein Gott!" rief Josefine. „Sie haben dem armen Manne doch sogleich zu essen gegeben?"

„Nun?" fragte gedehnt der Justizrath.

„Das durften Sie ihm nicht verweigern!" rief das junge Mädchen lebhaft.

„Und dennoch konnte ich ihm Nichts geben!"

„O, mein Herr! das ist mehr als hartherzig, das ist abscheulich! Wer der Greis auch sein mochte, und wäre er ein Abenteurer gewesen — Sie hätten ihn speisen müssen."

„Das war für den Augenblick unmöglich! antwortete der Justizrath ruhig.

Josefine gerieth außer sich.

„Weil Sie ein Advokat sind," rief sie in zorniger Aufwallung, „und weil die Advokaten jeden Menschen für einen Verbrecher halten. Mein Herr! der zum Tode verurtheilte Verbrecher erhält eine Henkersmahlzeit — und Sie zögerten . . ."

„Weil sich des armen Mannes eine tiefe Ohnmacht bemächtigt hatte; er lag wie leblos in dem Sessel. Der Knotenstock, sein Wanderstab, fiel geräusch-

voll zu Boden. Ja, mein Fräulein, ich stand vor der Leiche eines Menschen, den der Hunger getödtet hatte.

„Allmächtiger Gott! Herr Justizrath! was sagen sie da? Der Greis wäre vor Hunger gestorben?“ rief Josefine im Ausdrucke höchsten Schreckens.

Der Justizrath schwieg einige Augenblicke, um die Wirkung seiner Erzählung zu beobachten. Das junge Mädchen regte sich nicht, es schien in großer Spannung die Antwort zu erwarten. Hätte Ernst ihr Gesicht sehen können! Soviel ward ihm indeß klar, daß seine Worte das größte Interesse erregt hatten, und daß Josefine dieses Interesse verbergen wollte, ging daraus hervor, daß sie mit gewaltsam angeeigneter Ruhe fragte:

„Warum antworten Sie mir nicht? Was ist aus dem armen alten Manne geworden?“

„Ich errieth den Grund seiner Ohnmacht!“ warf der Justizrath gleichgiltig hin. „Um ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen, ließ ich Wein und Speisen holen. In dem Augenblicke, als mein Diener eintrat, regte sich der Alte wieder. Zitternd genoß er die ihm dargereichten Erfrischungen; dann verließ er gestärkt seinen Platz. Nachdem er gedankt, und mich noch einmal an mein ihm gegebenes Versprechen erinnert hatte, ging er. Ich habe ihn bis heute nicht wiedergesehen, trotzdem ich mir Mühe gab, seine Spur zu entdecken.“

Der Justizrath unterbrach sich von Neuem. Er hörte, daß Josefine tief Athem schöpfte, als ob ihrer

Brust eine große Last entnommen sei. Nach einer Pause fragte sie:

„Haben Sie denn nicht erfahren, wer der seltsame Klient ist?"

„Nein; wie war das möglich, da er spurlos verschwand?"

„Er hatte Ihnen ja ein Portefeuille mit Papieren hinterlassen . . ."

„Diese Papiere gaben mir nur Auskunft über eine junge Frau, dieselbe, für die ich sorgen sollte. Ich glaubte von ihr nähere Auskunft über meinen seltsamen Auftraggeber zu erlangen; aber sie wußte noch weniger, als ich, und versicherte, daß sie den Greis — ich hatte ihn ihr beschrieben — nie gesehen. Das hielt mich aber nicht ab, mein Versprechen zu erfüllen; das Unglück und die Schönheit der jungen Frau waren für mich ein Sporn zur angestrengtesten Thätigkeit. Meine Schutzbefohlene war seit einem Jahre verheirathet und hatte der Welt kurz vor meinem ersten Besuche ein reizendes Kind, ein Mädchen, geschenkt. Die junge Mutter bewohnte ein armseliges Dachstübchen und war von allen Mitteln entblößt — ich verscheuchte nicht nur die Nahrungssorgen, ich verschaffte ihr auch alle nur möglichen Bequemlichkeiten, indem ich für eine neue bessere Wohnung sorgte. Die Natur ihrer Angelegenheiten erforderte die größte Vorsicht, und wenn meine advokatorischen Bemühungen nicht scheitern sollten, so mußte ihr

Aufenthalt in Köln ein Geheimniß bleiben. Meine gegenwärtige Reise verhinderte mich, die junge Mutter unausgesetzt zu überwachen, daher empfahl ich sie meiner Frau. Nun denken Sie sich meine Ueberraschung, als ich Madame Seltenau unterwegs in denselben Coupé steigen sehe, den ich eingenommen hatte. Sie war munter und guter Dinge, plauderte lebhaft und rauchte selbst eine Zigarre. Mir scheint, sie affektirt ein solches Wesen, das dem Charakter einer Frau durchaus nicht entspricht, um mich zu täuschen. Da sich die äußere Aehnlichkeit nicht verkennen läßt, sucht sie klüglich einen Charakterunterschied zu bewirken, was ihr, ich muß es gestehen, auch gelingt."

In diesem Augenblicke hielt der Wagen an. Ein Postdiener öffnete den Schlag.

„Wo sind wir?" fragte Josefine wie erschreckt.

„In D.," war die Antwort.

Der Justizrath stieg aus. Als er sich wandte, um seiner Begleiterin die Hand zu reichen, stand sie schon neben ihm. Beide gingen in das der Post gegenüberliegende Gasthaus. Josefine ließ sich sofort ein Zimmer anweisen.

„Haben Sie mir nichts anzuvertrauen?" fragte Ernst, ehe er sich von ihr trennte.

Josefine lächelte.

„Jetzt nicht," antwortete sie; „vielleicht später, wenn wir uns wiedersehen."

„Wenn wir uns wiedersehen!" sagte der Justizrath gedehnt.

„Zweifeln Sie nicht daran, mein Herr! ich habe durchaus keinen Grund Sie zu fliehen. Wir sehen uns so gewiß wieder, als wir jetzt Abschied nehmen. Noch mehr: es liegt in meinem Interesse, daß ich Sie wiedersehe, und ich preise den Zufall, der mich Ihnen entgegenführte."

„Wahrhaftig?"

Josefine verneigte sich, und eilte die Treppe hinauf. Der Justizrath bestellte einen Wagen, nahm einige Erfrischuugen zu sich, und fuhr eine Viertelstunde später nach Elsborn, wo er gegen neun Uhr ankam. Die Wichtigkeit seines Geschäfts ließ ihn für einige Zeit das Reiseabenteuer vergessen.

Drittes Kapitel.

Der alte Baron.

In dem Thurme des Schlosses Elsborn schlug es acht Uhr. Der Besitzer desselben, Andreas von Sydow, hatte das Nachtessen eingenommen, er lag auf einem Sopha ausgestreckt, und befleißigte sich der Verdauung. Seine Beine steckten in großen Pelzstiefeln, denn er litt an der Gicht, die ihn seit einiger Zeit gewaltig plagte. Mürrisch sah er vor sich hin, große Dampf=

wolken aus seiner langen Pfeife blasend. Plötzlich setzte er eine Glocke in Bewegung, die auf einem Tischchen neben ihm stand. Ein junges Mädchen, halb bäuerisch und halb städtisch gekleidet, trat ein.

„Lisette!“ murmelte der Baron im tiefsten Basse.

„Ich bin da, Herr Baron!“ antwortete eine sanfte Mädchenstimme. „Was steht zu ihren Diensten?“

„Ist das Hofthor geschlossen?“

„Schon seit einer halben Stunde. Die Knechte sind zu Bett gegangen, und die Mägde vollbringen die letzte Arbeit.“

„Gut, so magst auch Du Dich schlafen legen.“

„Und Sie, Herr Baron?“

„Ich fühle mich so wohl, daß ich allein das Bett finden kann.“

„Ach, Gott sei Dank!“ rief Lisette. „Ja, das macht das gute Wetter.“

„Ist das Wetter wirklich gut?“ fragte der Baron mit einem Seitenblicke.

„Die Luft ist warm, und vom Himmel herab leuchten klar die Sterne, daß es ziemlich hell ist, obgleich der Mond nicht scheint. Wir werden morgen wieder einen schönen Frühlingstag haben. Nächsten Monat können Sie vielleicht schon ins Bad reisen.“

„Dann begleitest Du mich, Lisette.“

Das junge Mädchen küßte hastig die Hand des Barons.

„Es ist gut, es ist gut!" murmelte dieser. „Stopfe mir den großen Meerschaumkopf, dann gehe!"

Lisette führte den Befehl mit einer Fertigkeit aus, die verrieth, daß sie die Bedienung des Alten schon lange besorgte. Vorsichtig legte sie die gestopfte Pfeife auf den Tisch, dann wünschte sie eine gute Nacht, und entfernte sich. Der Baron erhob sich mühsam von seinem Lager und trat, indem er sich auf seinen Krückstock stützte, zu dem Fenster, das nach dem Garten hinausging. Hätte er ein scharfes Auge gehabt, so würde er gesehen haben, wie die Gestalt eines Mädchens über den Kiesplatz schlüpfte und zwischen den Bäumen verschwand. Lassen wir den in Nachdenken versunkenen Alten am Fenster, und folgen wir dem jungen Mädchen, in dem wir Lisetten erkennen, so bald wir es an der nächsten Baumgruppe eingeholt haben. Das niedliche Kind trägt einen dunklen Mantel, den es fest um die Schultern gezogen hat. Der Kopf ist ohne Bedeckung; das volle Haar ist zu einem dichten Flechtenkranze verschlungen. Wohin geht Lisette, nachdem sie dem Baron gesagt, daß sie das Bett aufsuchen wollte? Wir werden es bald erfahren. Rasch flog sie durch die einsamen Wege des Parks, bis sie die Mauer erreichte, welche die Besitzung einschloß. Hier öffnete sie, indem sie den Riegel zurückschob, eine kleine ovale Thüre.

„Martin! Martin!" rief sie leise auf die angrenzende Wiese hinaus.

Es erfolgte keine Antwort. Lisette blieb in der Thüre stehen, und sah nach allen Seiten um sich. Die nächste Umgebung war still; nur aus der Ferne ließ sich das Rauschen eines Baches vernehmen, den der Frühlingsregen zu einem Flusse vergrößert hatte. In dem Forste jenseits der Wiese krächzten die Raben, die in den Zweigen der hohen Bäume ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten.

Die ungeduldige Lisette wiederholte ihr Rufen; aber auch diesmal blieb es erfolglos.

„Was ist denn das?“ flüsterte sie erschreckt vor sich hin. „Acht Uhr ist längst vorüber, und Martin läßt sich nicht sehen? Wenn er nur bei dem Uebergange über den angeschwollenen Bach, der im Frühjahre sehr gefährlich sein soll, nicht verunglückt ist. Das wäre entsetzlich! Dann trüge ich die Schuld, denn ich habe ihn veranlaßt, den Weg in der Nacht zu unternehmen. Ach, du lieber Gott, stehe dem armen Martin bei!“

Sie faltete die Hände, und betete still ein Vaterunser. Das ferne Rauschen, das von Zeit zu Zeit stärker wurde, je nachdem die Luft strömte, erfüllte sie mit Schrecken.

„Ich will doch einmal nachsehen, ob der Steg nicht fortgerissen ist,“ flüsterte sie.

Sie lehnte die Thüre leise hinter sich an, und wollte über die Wiese gehen.

„Lisette!“ rief eine Stimme von der Mauer herab.

„Ach, mein Gott!“

„Bleibe!“

„Bist Du es, Martin?“

„Wer anders wohl sollte es sein!“ rief Martin lachend.

„Was machst Du denn auf der Mauer?“

„Da Du so lange zögertest, die Thüre zu öffnen, wollte ich einsteigen. Als ich auf der Kante der Mauer saß, hörte ich Dich kommen, und nun wollte ich Dich wieder ein wenig warten lassen. Da bin ich!“

Bei den letzten Worten sprang ein junger Mann zur Erde nieder und schloß Lisetten in seine Arme.

„Acht Tage lang habe ich Dich nun nicht gesehen!“ sagte er vorwurfsvoll. „Auch heute glaubte ich, Du würdest nicht kommen, und ich müßte den Heimweg wieder antreten, ohne zu erfahren, was Dich so lange fern gehalten hat. Lisette, ich habe große Angst um Dich gehabt. Bald glaubte ich Du seiest krank, bald bildete ich mir ein, Du habest einen Andern gefunden, der Dir mehr zusagte, als der arme Martin.“

Lisette schob ihn sanft mit den Händen zurück.

„Martin,“ sagte sie schmollend, „für diese letzte Aeußerung verdientest Du eigentlich eine derbe Strafe! Also Du konntest wirklich den Verdacht hegen, daß ich Dir untreu zu werden fähig sei?“

„Lisette! Lisette!“

„Hältst Du denn das Versprechen, daß ich Dir feierlich gegeben, für Nichts? Geh, böser Mensch; diese schlechte Meinung von mir werde ich Dir nie verzeihen.“

Sie wandte ihm den Rücken. Martin stellte sich rasch vor sie, und ergriff ihre beiden Hände, die sie vor das Gesicht legen wollte.

„So war das nicht gemeint, meine liebe Lisette!“ rief er aus.

„Nun, wie war es denn gemeint?“

„Meine Eifersucht brachte mich auf mancherlei Gedanken und Vermuthungen.“

„Du sollst nicht eifersüchtig sein!“

„Dann müßte ich Dich nicht lieben, wie ich Dich liebe.“

„Die wahre Liebe hegt unbedingtes Vertrauen, mein lieber Freund! Wenn ich Dich vierzehn Tage nicht gesehen hätte, so würde ich mich wohl ängstigen, daß Dir etwas Unangenehmes begegnet sein könnte, aber nie würde ich glauben, Du wärest mir untreu geworden.“

„Wahrhaftig, meine geliebte Lisette! das brauchst Du auch nicht zu fürchten, denn wenn ich Dich nicht zur Frau bekomme, will und kann ich nicht leben. Doch verzeihe mir, was ich mehr im Scherze als im Ernste gesprochen habe. Ich wollte Dir nur andeuten, daß ich die lebhafteste Besorgniß wegen Deines Ausbleibens empfand.“

„Nun, es ist gut, Martin!“ sagte Lisette freundlich. „Für dieses mal will ich Deinen Argwohn hingehen lassen; aber wenn Du noch . . .“

Martin schloß ihr den Mund mit einem glühenden Kuße, indem er sie mit beiden Armen umschlang und fest an sich drückte.

„Es hat mich geschmerzt,“ flüsterte sie dann, „daß ich nicht kommen konnte.“

„Ich bin jeden Abend hier gewesen!“ sagte Martin zärtlich.

„Und ich habe an dem Krankenbette des Barons wachen müssen.“

„Ist er denn krank?“

„Ja!“

„Was fehlt ihm?“

„Er leidet an der Gicht. Gerade um die Zeit, wenn wir uns hier zu treffen pflegen, mußte ich ihm vorlesen. Um eilf Uhr schickte er mich zu Bett, und dann war es zu spät . . .“

„Ach, Lisette! ich habe mehr als einmal bis nach eilf Uhr hier gewartet. Wärst Du doch gekommen.“

„Mein lieber Martin!“ sagte Lisette, indem sie ihr Köpfchen an seine Brust legte. „Ach hätte ich das gewußt —!“

„Nun aber habe ich Dir Etwas mitzutheilen. Habt Ihr einen Gast im Schlosse?“

„Nein.“

„Das ist seltsam.“

„Was denn?“ fragte neugierig das junge Mädchen.

„Der Baron Emil, der Bruder Deines Wohlthäters, ist seit acht Tagen verreist, wie Du mir das letzte Mal sagtest.“

„Ganz recht. Wir erwarten ihn morgen oder übermorgen zurück.“

„Der Baron Andreas kann es auch nicht gewesen sein, da er krank ist.“

„Wovon sprichst Du denn, Martin? Du machst mich so neugierig, daß ich Dich bitten muß, Dich kurz zu fassen. Aber laß uns in den Garten gehen, der Wind zieht kalt über die Wiese. Komm, rasch!“

Beide traten Arm in Arm durch die Thüre in den Garten und gingen langsam durch die Schlangenwege desselben, die frisch mit gelbem Kiessande angefüllt waren.

„Nun, so höre mich an,“ begann Martin. „Vorgestern Abend saß ich, wie heute, auf der Mauer. Dreimal hatte ich den Heimweg schon angetreten, aber immer kehrte ich wieder zurück auf meinen Platz, weil ich hoffte, Du würdest noch kommen und flüchtig einige Worte mit mir wechseln. Als es eilf geschlagen hatte, sprang ich in den Garten, lief an das Schloß und sah zu Deinem Fenster empor — es war dunkel wie alle übrigen Fenster. Kein Laut regte sich, nur von Zeit zu Zeit knarrte leise die große Wetterfahne auf dem Giebel des Schlosses. Furcht kenne ich zwar nicht, aber mir

ward doch ein wenig unheimlich zu Sinne, als ich mich gegen Mitternacht allein in dem einsamen Parke sah. Dann und wann kam ein Regenschauer, der rasch über den Wald zog. In dieser Minute war es stockfinster, in der andern schien der Mond. Es war mit einem Worte ein wunderliches Wetter. Ich begriff wohl, daß ich von Dir Nichts hören und sehen würde, und trat verdrießlich den Rückweg nach der Mauer an. Da überfiel mich ein Regenschauer, der rasch wie der Wind angekommen war. Ich flüchtete mich in die kleine Eremitage, die dort vor uns liegt. Als ich in der Thüre stand und den Abzug der Wetterwolke erwarte, kommt plötzlich eine Gestalt den Gang herab, und nähert sich dem Platze, den ich eingenommen hatte."

„Eine Gestalt?" fragte verwundert Lisette.

„Ja."

„Wie sah sie denn aus?"

„Sie war groß und in einen dunklen Mantel gehüllt. Auf dem Kopfe trug sie eine hohe Mütze."

„Das ist seltsam."

„Trotz des Regens ging sie langsam, und so leise, daß ich kein Geräusch der Schritte hörte. Entfliehen konnte ich nicht, ohne von ihr gesehen zu werden, darum trat ich in die finstere Eremitage zurück."

„Das hast Du recht gemacht, Martin; denn wenn man Dich entdeckt hätte, würde ich großen Verdruß gehabt haben."

„Ich blieb also lauschend stehen," fuhr Martin fort, „der Regen hörte auf, und ich gab mich der Hoffnung hin, daß die seltsame Gestalt, da sie eines Schutzes gegen das Wetter nicht mehr bedurfte, vorübergehen würde. Aber denke Dir meinen Schrecken —"

„Nun?" flüsterte ängstlich Lisette, indem sie sich fester an den Arm des Geliebten hing.

„Sie ging nicht vorüber . . ."

„Mein Gott!"

„Sie verließ den Weg . . ."

„Und kam in die Eremitage?"

„Gerade auf mich zu."

„Was thatest Du nun?"

„Ich zog mich zurück und setzte mich ruhig auf die Bank im Winkel, auf der wir so oft gesessen haben, wenn es draußen regnete und schneite."

„Aber was that denn die Gestalt?"

„Sie trat ebenfalls in das Borkehäuschen, in dem eine dichte Finsterniß herrschte."

„Und dann?"

„An dem Geräusche erkannte ich, daß sie sich auf die andere Ecke der Bank setzte. Dann trat eine tiefe Stille ein, und ich hütete mich wohl, diese Stille zu unterbrechen. Die Schloßuhr schlug halb zwölf. Unwillkürlich stieg der Gedanke in mir auf, daß der unbekannte Mann . . ."

„Also es war ein Mann!" rief Lisette rasch.

„Ja, ein Mann. Es stieg also der Gedanke in mir auf, daß dieser Mann bis Mitternacht mir Gesellschaft leisten könne, denn er kam mir unheimlich wie ein Gespenst vor, und die Gespenster lieben bekanntlich die Mitternachtsstunde."

„Scherze nicht, lieber Martin! sondern erzähle rasch weiter. Du spannst mich ja auf die Folter."

„Glücklicherweise erhob sich der Mann nach ungefähr zehn Minuten, stoß ein klägliches Gestöhne aus, als ob er große Schmerzen empfände, und verließ langsam die Eremitage. Da sich die Thüre mir gerade gegenüber befand, so konnte ich sehen, wie er langsam durch die Wege dem Schlosse zu ging, und endlich hinter den Baumstämmen verschwand. Nun verließ auch ich meinen Platz, stieg über die Mauer und eilte nach meinem Dorfe zurück, das ich mit dem Schlage zwölf Uhr erreichte. Was meinst Du wohl, wer dieser wunderliche Spaziergänger gewesen sein mag? Der Baron Emil ist verreist . . ."

„Und der Baron Andreas liegt krank, er hat den ganzen Winter das Zimmer nicht verlassen," fügte Lisette rasch hinzu. „Ob vielleicht der alte Verwalter Brock . . ."

„Nein, Brock ist klein, und die Gestalt des Spaziergängers war eine große, wie die des alten Barons."

„Dann weiß ich wirklich nicht, was ich davon denken soll. Deine Beschreibung paßt auf keinen der wenigen Schloßbewohner."

Die beiden jungen Leute waren nur noch wenige Schritte von der Eremitage entfernt, deren kleine Thüre halb offen stand. Lisette betrachtete das graue Häuschen mit dem runden Schilfdache und flüsterte lächelnd:

„Ich möchte wohl wissen, wer außer uns Vergnügen daran findet, Nachts jenen unheimlichen Ort zu besuchen. Gehen wir spazieren, Martin; bei dem schönen Wetter ist es unnütz, daß wir uns in dem feuchten Hause verstecken. Ich habe Dir noch Manches zu erzählen."

Schon wollten sich Beide entfernen, als Martin plötzlich flüsterte:

„Lisette, sieh, sieh!"

„Mein Gott, was gibt es denn?" fragte sie erschreckt.

Martin deutete nach dem Schlosse. Zwischen den schwarzen blätterlosen Bäumen bewegte sich eine hohe, dunkle Gestalt langsam dem Orte zu, wo die Liebenden standen. Der lange Kragen ihres Mantels flatterte in dem Nachtwinde, der sich plötzlich aufgemacht, denn eine schwarze Wolke zog über der Gegend hin.

„Dort kommt der Spaziergänger!" flüsterte Martin. „Ohne Zweifel besucht er die Eremitage wieder."

„Still!" sagte Lisette keck. „Ich muß wissen, was das zu bedeuten hat. Verbergen wir uns, denn entfliehen können wir nicht mehr."

Sie zog den Geliebten mit sich fort hinter das Häuschen. Mit der Schlauheit, die den Frauen selbst

in den verhängnißvollen Augenblicken eigen ist, öffnete sie vorsichtig den Laden so weit, daß sie einen Blick durch das farbige Fenster in das Innere der Eremitage werfen konnte. Dann bat sie den Martin flüsternd, ruhig an ihrer Seite zu bleiben. Nach zwei Minuten hörten sie das leise Knistern, das die Schritte eines Mannes in dem Sandwege verursachten. Beide lauschten durch die Spalte, die der geöffnete Laden bildete. Die Wolke war vorübergezogen, und das klare Sternenlicht erfüllte den Garten. Da knarrte leise die Thüre, die sich auf der entgegengesetzten Seite der Eremitage befand. Lisette konnte sehen, wie der Mann auf der Schwelle stehen blieb, nach einigen Sekunden eintrat, und sich dann wie erschöpft auf der Bank niederließ, so daß er den Lauschern den Rücken zuwandte. Nun trat eine tiefe Stille ein. Da die Thüre weit geöffnet war, so drang so viel Licht in die Eremitage, daß man die einzelnen Gegenstände darin deutlich unterscheiden konnte. Martin flüsterte dem jungen Mädchen zu, daß der Fremde sich vorgestern Abend eben so benommen habe.

„Still, still!" flüsterte Lisette zurück, die mit großer Aufmerksamkeit lauschte.

Zehn Minuten saß der Mann regungslos auf seiner Bank. Da stieß er ein schmerzliches Gestöhn aus, ganz so, wie es Martin gesagt hatte.

„Du lieber Himmel!" flüsterte Lisette bestürzt.

„Was ist Dir?“ fragte der junge Mann.

„Das ist ja das Geächze des Herrn Barons —“

„Wie, des Barons Andreas?“

„Ja. Sobald die Gichtschmerzen zu arg werden, ächzt er auf diese Weise. Was ihn wohl um diese Zeit in die Eremitage treibt?“

Dieses kurze Gespräch hatte stattgefunden, während der Baron — denn er war es wirklich — laut murmelte und stöhnte wie ein Mensch, der von den heftigsten Schmerzen geplagt wird. So hatte ihn Lisette noch nicht gehört; sie fühlte sich von dem innigsten Mitleiden ergriffen, als sie den Mann, der sie wie seine eigene Tochter erzog, so leiden sah. Wie gern hätte sie sich ihm genähert, aber die Furcht, daß ihr Stelldichein entdeckt werden möchte, daß sie das Mißfallen des Barons, der sie im Bette wähnte, erregen könnte, hielt sie zurück. Jetzt trat der Mond hinter dem Schloßthurme hervor und erhellte die Landschaft; sein mildes Licht drang auch durch die offene Thüre in die Eremitage.

Das helle Licht schien den Baron zu erschrecken; er fuhr empor, und legte beide Hände vor das Gesicht. Dann murmelte er in einem klagenden Tone einige unverständliche Worte. Plötzlich ließ er die Hände sinken, starrte den Boden an, und sagte so laut, daß es die beiden jungen Leute verstehen konnten:

„Ich habe mir eine schwere, eine furchtbare Last aufgebürdet! Wie lange werde ich sie noch tragen kön-

nen? Aber bin ich denn ein Mann? Wo ist mein Muth? Sollte er schwinden, je älter ich werde, je näher ich dem Grabe komme? Possen, Possen! Die Zeit drängt, und ich nehme Anstand, einen Schritt zu thun, der mich vom Verderben retten kann? Morgen kommt mein Bruder zurück, dann ist es zu spät, dann wird er mich mit seiner gewohnten Zärtlichkeit überwachen. O, er liebt mich nur zu sehr, der gute Bruder — er ist zu sehr um mein Wohl besorgt — mehr als mir lieb ist. Ob ich mich ihm anvertraue? Nein, nein! Niemand soll wissen, daß ich ein ..."

Der Baron unterbrach sich, und sank auf die Bank zurück. Regungslos blieb er einige Augenblicke sitzen; dann begann er wieder zu ächzen, als ob er von den heftigsten Schmerzen gefoltert würde."

„Mein Gott! was ist denn das?" flüsterte weinend Lisette. „Sollten die heftigen Schmerzen ihn zur Verzweiflung treiben?"

Martin drückte der Geliebten die Hand, als Zeichen, daß sie schweigen möge, denn er sah, daß der Baron plötzlich den großen Mantel abwarf und mit einer Hacke, die er bisher verborgen gehalten, den Boden aufzuhauen begann. Es ließ sich nicht verkennen, daß er diese Arbeit in einem Anfalle von Raserei ausführte. Die Schläge erfolgten rasch auf einander, aber sie brachten nur eine geringe Wirkung auf den harten Boden hervor. Kleine Erdstückchen flogen nach allen

Seiten, auch an das Fenster, wo die beiden jungen Leute in höchster Verwunderung standen, und der sonderbaren Arbeit des Barons zusahen, der plötzlich kräftig und gesund geworden zu sein schien. Lisette zweifelte nicht, daß der arme Mann den Verstand verloren habe. Was konnte ihn antreiben, den Boden der Eremitage umzuwühlen? Warum wählte er die späten Abendstunden, nachdem er seine Leute zu Bett geschickt hatte? Gab es nicht kräftige Hände genug, die dieses Geschäft vollbringen konnten? Es war dies eine Erscheinung, die auf eine Verstandesverwirrung schließen ließ.

Schon nach zwei Minuten stellte der Baron die Arbeit ein; er brach erschöpft zusammen, nachdem er sich vergebens auf den Stiel der Hacke zu stützen versucht.

„Ich will noch warten!" murmelte er. „Vielleicht bringt der Bruder Rettung, und ich kann mein Gut behalten. Dieses Plätzchen wird dann ruhig bleiben, wie es bisher gewesen ist — man wird den Boden nicht umwühlen. O, Sabine, Sabine?"

Nun begann der Baron die Erde wieder zu ebnen; er bediente sich dazu der Hände.

Bei der Ausführung dieser Arbeit hörte man ihn laut weinen.

„Der arme Mann ist wirklich nicht bei Sinnen!" flüsterte Lisette. „Ach Gott, dürfte ich mich ihm nur

nähern. Ich werde mich stellen, als ob ich ihm gefolgt sei."

„Die Klugheit gebietet Vorsicht," meinte Martin, der ein gefährliches Geheimniß ahnte. „Verhalte Dich ruhig, wenn der Baron fort ist, können wir ungestört reden."

Auf dem Boden der Eremitage lag ein feiner, gelber Kiessand, der trocken wie Staub geworden war, da das Dach vor dem Einfluße der Witterung schützte. Der Baron mußte den Vortheil kennen, den dieser Umstand bot, denn er vertheilte den Sand gleichmäßig, so daß die Spur seiner Arbeit verschwand. Dann warf er seinen Mantel um, verließ das Häuschen und schloß die Thüre, die er von Außen verriegelte. Als Lisette fünf Minuten später hervortrat, war der Baron verschwunden. Martin sprach seine Verwunderung darüber aus.

„Freund!" sagte Lisette ernst, „der Zufall hat uns zu Zeugen eines seltsamen Ereignisses gemacht, und jeder Andere würde ihm weiter nachzuforschen suchen; wir aber werden annehmen, daß Nichts geschehen sei. Was kümmert uns die Eremitage? Der gute Baron ist zu Zeiten geistesschwach, ich habe es längst bemerkt, und dies ist auch der Grund, der ihn veranlaßt, eingezogen wie ein Eremit zu leben. Martin, ich liebe Dich von ganzem Herzen, und wenn Du mich liebst, wie Du so oft gesagt, so versprich mir, über den Vor-

gang dieses Abends ein tiefes Schweigen zu beobachten."

„Das verspreche ich Dir, Lisette!"

„Und von nun an werden wir die Eremitage meiden. Komm, ich begleite Dich bis auf die Wiese, dann wollen wir uns trennen."

Arm in Arm gingen sie an der hohen Gartenmauer hin.

„Lisette!" begann der junge Mann nach einer Pause, „was würdest Du thun, wenn Du in Folge einer plötzlichen Veränderung dieses Schloß verlassen müßtest?"

„Das ist eine wunderliche Frage, Martin!" Ich wüßte wahrlich nicht, was für eine Veränderung eintreten sollte . . ."

„Man spricht davon, der Baron werde seine Besitzung verkaufen."

„So! Wer hat Dir denn diese große Neuigkeit mitgetheilt?"

„Der Schulmeister, dessen Adjunkt ich bin. Man will nämlich eine neue Eisenbahn bauen, und diese kann nur durch den Schloßpark geführt werden, da rechts die Bergkette, und links der Moor eine andere Linie nicht gestattet. Man hat dem Baron schon eine bedeutende Summe geboten. Der Schulmeister ist in solchen Dingen erfahren, er kann es wohl wissen."

„Ich höre das erste Wort davon!" rief Lisette.

„Auch sagt man, daß der Baron Emil in dieser Angelegenheit verreist sei. Vielleicht bringt er den Abschluß des Kaufs mit, und dann, Lisette, wirst Du mit dem Baron diese Gegend verlassen. Ich kann Dir nicht folgen, wenn ich die Anwartschaft auf den Schulmeisterposten, der der einträglichste in der ganzen Gegend ist, nicht verlieren will.“

„Martin!“ sagte sie nach einer Pause, „wir wollen annehmen, daß dieser mögliche Fall eintritt, so bleibt mir Nichts, als meinem Wohlthäter zu folgen, der in seinem leidenden Zustande meiner Hilfe bedarf.“

„Das ist recht traurig!“ seufzte Martin.

„Ach ja, aber es läßt sich nicht ändern. Wir können ja einen Briefwechsel unterhalten.“

„Das wohl; aber wenn Du wüßtest, wie ich in den letzten acht Tagen gelitten habe, wie ich mich sehnte, Dich zu sehen, Du würdest begreifen, daß eine Trennung von Dir . . .“

„Nun, wie lange werden wir denn getrennt bleiben? Sobald Du als Schulmeister angestellt bist, werde ich Deine Frau.“

„Ja, sobald ich angestellt bin. Aber darüber können noch einige Jahre vergehen, denn mein Vorgänger ist ein geiziger Mann, der so lange als möglich sich den Gehalt zu sichern sucht, da die Pension nur gering ausfällt. Du kennst ja den alten Klär, ich brauche Dir Nichts weiter über ihn zu sagen.“

„Ja, ich kenne ihn, und weiß, daß er am ganzen Körper kontrakt ist. Wenn die Regierung seinen Zustand wüßte, sie würde ihn gewiß bald pensioniren und dem Manne den Gehalt geben, der ihn verdient. Auch soll Meister Klär ein schönes Vermögen besitzen.“

„Ja, Lisette! das kann ich versichern,“ rief Martin eifrig.

„Demnach ist es eine Schande, daß der Mensch so zäh auf seinem Posten bleibt; er sollte doch andern Leuten auch etwas gönnen. Du, der arme Kandidat, mußt arbeiten, und er, der reiche Filz, der Nichts thut, bezieht den Gehalt, von dem er Dir eine Kleinigkeit abgibt, damit Du wohnen und Deinen Hunger stillen kannst.“

„Ach ja,“ seufzte Martin, „das ist wohl wahr! Und dieser Schulmeister macht noch Aktiengeschäfte. Auch bei der neuen Eisenbahn will er sich betheiligen. Ich wollte, der Baron behielte sein Gut, damit der Bau nicht ausgeführt werden kann und Du in meiner Nähe bleibst.“

Beide drückten sich schweigend die Hände, als ob sie sich trösten wollten. Lisette seufzte und Martin kämpfte ein bitteres Gefühl nieder, das diese Betrachtungen in ihm angeregt hatte.

„Lisette!“ seufzte er traurig, „nun drückt mich noch etwas, das ich Dir mittheilen muß.“

„Was ist es denn?“

„Ich will einmal annehmen, daß ich über kurz oder lang den Posten erhielte — was würde geschehen, wenn der alte Baron immer noch Deiner Pflege bedürfte? Könntest Du ihn denn lassen, um meine geliebte Hausfrau zu werden? Würde er Dich nicht des Undankes zeihen?“

„Ach, lieber Martin! so weit gehen meine Befürchtungen nicht!“

„Ich denke an Alles, und dies macht mir die größte Sorge.“

„Sieh' zu, daß Du den Gehalt und die schöne Dienstwohnung bekommst — alles Uebrige findet sich. Man sagt, das Bad Meinberg heilt die Gicht — nun habe ich den Baron zu bestimmen gewußt, daß er diesen Sommer eine Badekur unternimmt. Ja, lieber Freund! wir gehen in das Bad, und der Baron wird gesund zurückkehren. Dann bedarf er meiner Pflege nicht mehr, und Du kannst getrost um meine Hand bei ihm werben — vorausgesetzt, daß Du ein Mann in Amt und Würde bist.“

In diesem Augenblick hörte man das Läuten einer Glocke.

„Was ist das?“ fragte Martin.

Lisette blieb stehen.

„Das ist ja die Glocke an dem großen Hofthore!“ sagte sie verwundert.

„Sollte Besuch kommen?“

„Dazu wäre es zu spät. Vielleicht kehrt der Baron Emil zurück, der in diesen Tagen erwartet wird. Gute Nacht, Martin! Morgen Abend sehen wir uns wieder. Jetzt aber will ich auf mein Zimmer gehen, denn man könnte mich rufen.“

„Gute Nacht, liebe Lisette!“

Sie führte ihn rasch bis zur Thüre in der Mauer. Nach einem innigen Kuße trennten sich die beiden Liebenden. Martin war schon zehn Schritte entfernt, als ihn Lisette noch einmal zurückrief:

„Mein lieber Freund!“ sagte sie ängstlich, „wirst Du auch über den angeschwollenen Bach kommen, dessen Rauschen sich von hier aus vernehmen läßt? Der schmale Steg ist bei Nacht gefährlich zu passiren. Ach, wenn Dir ein Unglück begegnete!“

„Sei ohne Sorge, mein liebes Mädchen!“ antwortete Martin zärtlich und gerührt. „Der Steg liegt noch sicher von einem Ufer bis zu dem andern, und sollte das Wasser in den letzten Stunden zu hoch gestiegen sein, so mache ich den Umweg über die Mühle. Um mich Dir zu erhalten, würde ich die ganze Nacht durch Felder und Wälder laufen. Sei unbesorgt, meine geliebte Lisette! Der Steg über den Bach soll uns keine Gefahr bringen.“

„In allem Uebrigen vertraue mir!“ rief Lisette.

Die Glocke ließ sich zum zweiten Male hören. Lisette küßte noch einmal flüchtig den Geliebten, dann verschloß sie die Gartenthüre, und eilte auf ihr Stübchen.

Viertes Kapitel.

Der Besuch.

Andreas von Sydow saß erschöpft in seinem Stuhle, als leise an der Thüre des Zimmers geklopft wurde.

„Was gibt's?" rief er.

„Schlafen Sie schon, Herr Baron?" fragte draußen eine Stimme.

„Ah, Du bist es, Kaspar. Komm herein!"

Die Thüre ward geöffnet, und ein schon ergrauter Knecht trat ein. Es war der alte Kaspar, der in einem Häuschen neben dem Haupteingange wohnte und den Dienst des Thürwärters versah.

„Herr Baron!" meldete er, „so eben ist ein Fremder angekommen."

Der Baron schreckte ein wenig auf. Mit gewaltsam angeeigneter Ruhe fragte er:

„Nannte er seinen Namen?"

„Nein. Er hält in seinem Wagen draußen vor dem Thore, das ich ihm nur dann erst öffnen werde, wenn Sie es befohlen haben."

Es war dies eine Gewohnheit, die man auf Elsborn schon lange beobachtete. Bei dem Eintritte der Dämmerung wurde das Thor geschlossen, und auf den

ausdrücklichen Befehl des Besitzers durfte es während des Abends und der Nacht nur dann erst geöffnet werden, wenn die Erlaubniß dazu eingeholt war. Bis jetzt war dieser Fall nicht eingetreten — Kaspar erschien heute zum ersten Male.

„Ich dachte, mein Bruder käme zurück!“ murmelte der Baron.

„Nein, gnädiger Herr! es ist ein Fremder. Wenn ich recht gesehen, so führt ihn der Kutscher aus der Krone in D.“

„Frage ihn nach seinem Namen, dann komme zurück.“

„Ohne das Thor zu öffnen?“

„Natürlich.“

Kaspar verschwand. Der Baron erhob sich, und trat an das Fenster, das nach dem Hofe hinausging. Als er die Schritte des zurückkehrenden Knechts hörte, warf er sich wieder in den Lehnstuhl.

Kaspar trat ein.

„Wer ist es?“ fragte aufgeregt der Alte.

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr!“

„Narr, Du solltest doch fragen . . .“

„Ich habe auch gefragt.“

„Nun?“

„Statt der Antwort hat mir der Fremde dieses kleine Stück Papier gegeben. „Ueberreiche dies Deinem Herrn, mein Freund!“ sagte er dabei. Hier ist das Papier.“

Der Baron empfing eine Visitkarte.

„Licht!“ rief er mit bebender Stimme.

Kaspar nahm die Kerze von dem Tische, und leuchtete. Der Baron las: „Viktor Ernst, Justizrath.“ Murmelnd wiederholte er den Namen. Dann starrte er vor sich hin, als ob er überlegte, was er beginnen sollte.

„Kaspar!“ rief er plötzlich.

„Herr Baron?“

„Höre mich wohl an, Kaspar!“ fuhr er fort, und seine Augen vergrößerten sich vor innerer Aufregung.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

„Zuerst öffne das Thor, laß den Fremden ein und führe ihn in den kleinen Speisesaal.“

„Sehr wohl, Herr Baron!“

„Dann rufe Lisetten, die vielleicht noch wach ist. Wenn sie schläft, wecke sie. Beeile Dich!“

Kaspar verließ rasch das Zimmer. Fünf Minuten später fuhr ein Wagen in den Schloßhof.

„Der Justizrath Ernst aus Köln!“ murmelte der Baron. „Die Angelegenheit muß wichtig sein, da er selbst eine so weite Reise unternimmt. Bei dieser Gelegenheit werde ich den Mann persönlich kennen, der mir entweder einen großen Dienst erzeigen, oder sehr verhängnißvoll werden kann. Muth und Ruhe, Alter! Was bebst Du vor Dingen, die noch nicht geschehen sind? Andreas von Sydow ist ein Edelmann, man

muß ihn respektiren! Dieser Besuch wird ohne Zweifel eine Entscheidung herbeiführen, die ich vielleicht noch lange hinausgeschoben hätte."

Er ging so lange erregt durch das Zimmer, bis Lisette mit einem Lichte eintrat.

„Da bin ich, Herr Baron! Ist Ihnen etwas zugestoßen?" fragte sie besorgt.

„Nein, mein Kind! aber wir haben einen Besuch erhalten. Richte das Gastzimmer ein, und besorge ein Nachtessen."

„Wo soll ich decken?"

„Hier!"

Lisette entfernte sich, nachdem sie den Alten neugierig betrachtet hatte. Der Baron zündete noch eine Kerze an. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er Schmutz an seinen Händen. Fast wäre ihm die Kerze entfallen; zitternd eilte er in das angrenzende Schlafgemach und wusch sich die Hände. Als er zurück kam, stand Kaspar an der Thüre. Er erschrak.

„Was willst Du?" herrschte er den Knecht an.

„Gnädiger Herr! der Fremde läßt um die Erlaubniß bitten, sich Ihnen vorzustellen."

„Hat er denn so große Eile?"

„So scheint es; er geht unruhig auf und ab."

„Gut, sage ihm, daß ich ihn erwarte, Kaspar!"

„Gnädiger Herr?"

„Bleibe noch!"

Der Knecht blieb an der Thüre stehen. Der Herr schleppte sich noch einigemal mühsam durch das Zimmer.

„Ja, ja," murmelte er endlich, „er mag kommen. Ich bin zwar krank, aber ich kann den Besuch empfangen. Kaspar sage dem Fremden im Voraus, daß ich krank sei — hörst Du? Sage ihm, daß ich schon seit langer Zeit mein Zimmer nicht verlassen hätte."

„Ich werde ihm Alles sagen, gnädiger Herr!"

Kaspar entfernte sich, um gleich darauf den Fremden eintreten zu lassen. Der Justizrath hatte Hut und Mantel abgelegt; er verneigte sich vor dem Schloßherrn, der in seinem großen Lehnstuhle saß.

„Der Herr Justizrath Ernst ist mir willkommen!" rief der Baron. „Verzeihung, daß ich Sie von meinem Sorgenstuhle aus empfangen muß."

Ernst drückte die dargereichte Hand des alten Herrn, indem er einige Worte der Entschuldigung wegen seiner späten Ankunft sprach.

„Nehmen Sie Platz, mein Herr!" sagte der Gutsbesitzer, „Sie werden ohne Zweifel diese Nacht mein Gast sein?"

„Ich bitte um eine Herberge, Herr Baron! denn es wird wohl spät werden, ehe wir unsere Geschäfte beenden. In dem Vertrauen auf Ihre Gastfreundschaft habe ich meinen Wagen nach D. zurückgeschickt."

„Sie haben recht gethan. Verfügen Sie über den meinigen. Wir sind ungestört — theilen sie mir kurz den Zweck Ihres Besuches mit."

„Er ist eben nicht angenehm," sagte der Justizrath lächelnd; „aber ich hoffe, daß sich die Angelegenheit zu Ihren Gunsten wird wenden lassen, wenn unsere Ansichten nicht zu sehr von einander abweichen. Läge mir nicht eine friedliche Lösung am Herzen, ich würde die Sache schriftlich erledigt haben."

„Gut, gut, seien sie meines Dankes gewiß!" murmelte der Alte.

Dann warf er sich mit dem Kopf in die Lehne zurück, faltete die Hände und wartete.

„Herr Baron!" begann der Justizrath, „es befinden sich drei Wechsel, die sie über bedeutende Summen ausgestellt haben, in meinen Händen. Ich soll die Einlösung derselben bewirken und nöthigenfalls gerichtliche Schritte gegen sie unternehmen."

„Ich dachte es mir!" murmelte der Baron.

„Der Inhaber des bedeutendsten Wechsels von fünfzigtausend Thalern ist der Banquier Kaiser."

„Kaiser?" fuhr der Baron auf.

Ernst verneigte sich.

„Also hat der Oberst von P., mein Freund, das Papier in Umlauf gesetzt. Ja, ja, das sind Freunde!"

„Der Banquier hat den Wechsel gekauft."

„Ich lege dem Banquier Nichts zur Last. Wer ist der Inhaber des zweiten Wechsels?"

„Sie sehen ihn vor sich, Herr Baron!"

„Sie selbst?" fragte verwundert der Alte.

„Ja, mein Herr!"

„Wie kommt das Papier in Ihre Hände?"

„Ich kaufte es von der Witwe Markus gegen Eisenbahn-Aktien."

„Also macht der Herr Justizrath auch Wechselgeschäfte?"

„Eigentlich nicht. Mein Vermögen ist gering, und wenn sich eine Gelegenheit bietet, zu verdienen, so benutze ich sie. Die Jüdin wollte um jeden Preis den Wechsel los sein. Ich glaube er befindet sich jetzt in guten Händen."

„In den Ihrigen?" murmelte der Baron.

„Verlassen Sie sich darauf, daß ich ihn nur dem Aussteller zurück gebe."

„Und das dritte Papier?"

„Ist mir von einem Manne übergeben, der nicht genannt sein will."

„So, Herr Justizrath!"

„Die Gründe dazu kenne ich nicht."

„Hm! Hm! Hm!" murmelte der Alte. „Wie hoch beläuft sich die Summe?"

„Dreißigtausend Thaler."

Der Baron starrte vor sich hin; seine Hände, die auf dem Bauche lagen, zitterten ein wenig.

„Also dieses Papier ist es!" sagte der Baron nach einer Pause.

„Ja."

„Demnach sind Sie und der Banquier meine einzigen Gläubiger, Herr Justizrath!“

„Darüber kann ich nicht urtheilen.“

„Glauben Sie es — ich habe weiter keine Schulden.“

„Dann fürchte ich Nichts.“

„Mein Gut ist hundert und dreißigtausend Thaler unter Brüdern werth.“

„Nicht mehr?“ fragte erstaunt der Justizrath.

„Ich sage: unter Brüdern, mein Herr!“

„Die Grundstücke haben wenig Werth, seit die Kreditanstalten Gelegenheit zur Erzielung höherer Zinsen bieten. Jeder läßt sein Geld arbeiten, während er die Hände in den Schooß legt. Die Verwaltung eines Gutes erfordert Anstrengung, Arbeit, Mühseligkeit . .“

„O, Herr Justizrath! die Verwaltung eines Gutes ist eine halsbrechende Geschichte, die sollte eigentlich nur Verbrechern als Strafe überwiesen werden!“ rief ironisch der Baron. „Mein Gott! was die Menschen schwatzen, wenn es gilt, ein Geschäft zu drehen und zu wenden. Wollte ich Elsborn von Ihnen kaufen, so würden Sie die herrlichsten Vorzüge vorzuführen wissen, der Oekonom würde die schönste und angenehmste Beschäftigung der Welt haben. Da würde die Oekonomie ungeheure Zinsen abwerfen. Aber jetzt, da man Elsborn kaufen will, setzt man die Güter, die Oekonomie, die Oekonomen und Alles, was mit ihnen zusammen-

hängt, bis in den Koth herunter. Ich kenne das, Herr Justizrath! Als ich Elsborn kaufte, gab es keine zweite Besitzung in der ganzen Provinz, und wenn man es mir für die Summe von hunderttausend Thalern ließ, so erzeigte man mir eine besondere Gefälligkeit. Jetzt, nachdem ich zwanzig Jahre lang gut gewirthschaftet, gebauet und Aecker und Wiesen verbessert habe, jetzt soll mein Gut nur einen so geringen Werth noch haben, daß ich froh sein muß, wenn sich ein Käufer findet. Herr Justizrath! so lange ich kann, behalte ich mein Gut."

Der Baron war so aufgeregt geworden, daß er seinen Platz verließ, und im Zimmer auf und ab ging. Lisette trat ein.

„Decke dort den Tisch!" rief der Alte.

Lisette wunderte sich, daß der Baron trotz seiner Gicht so rasch gehen konnte. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und schritt von einem Ende des Zimmers bis zu dem andern.

Der Justizrath antwortete nicht; als Lisette den Tisch gedeckt und sich entfernt hatte, stand er auf, und wollte zur Seite des Barons den Spaziergang mitmachen. Dieser aber begann plötzlich zu stöhnen, als ob er von den heftigsten Schmerzen ergriffen würde, er eilte nach seinem großen Stuhle zurück.

„Verzeihung, Herr Justizrath!" murmelte er, „ich vergaß in der Aufregung meiner kranken Beine! Ja

die geringste Aufregung hat schreckliche Folgen. Das Blut geräth in Wallung, daß mir der Kopf schwindelt. Ich weiß mitunter nicht mehr, was ich spreche. Ach Gott, ich bin wohl recht krank! Gönnen Sie mir einige Augenblicke Ruhe."

Er ließ den Kopf zurücksinken, und legte die rechte Hand an die Stirne, auf der sich merklich große Schweißtropfen zeigten. Der Justizrath hatte Mitleiden mit dem alten Manne, wie gern würde er die peinliche Unterhaltung abgebrochen haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß Levi Markus ihm auf den Fersen folgte.

„Herr Baron!" begann er nach einer Pause, „ich bedauere vom Herzen, daß ich Ihnen die Aufregung nicht ersparen kann, welche die Natur der Sache mit sich bringt; aber verhandeln wir, zu Ihrem eigenen Heile, so ruhig als möglich. Wähnen Sie nicht, daß ich als Käufer nach Elsborn gekommen bin — die Güter haben für mich, den Juristen, keinen Werth."

„Nun, in welcher Absicht sind Sie denn gekommen?" fragte der Baron, ohne seine Lage zu verändern.

„Ich komme im Auftrage des Banquiers Herrn Kaiser."

„Ah, Sie sind sein Rechtsanwalt?"

„Ja"

„Und dann besitze ich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ebenfalls einen Wechsel."

„Ganz recht, ganz recht! Und nun?"

„Die Wechsel meiner beiden Auftraggeber soll ich Ihnen präsentiren.“

„Ich habe um Frist gebeten!“ murmelte der Baron vor sich hin.

„Der Banquier ist ein strenger Geschäftsmann.“

„Ich biete ihm erhöhete Prozente.“

„Herr Baron Kaiser ist kein Wucherer.“

„Aber Geschäftsmann. Was hindert ihn ein neues Geschäft mit mir abzuschließen?“

„Sie kommen da auf ein Thema, mein Herr! über das zu verhandeln ich außer Stande bin. Herr Kaiser dringt auf sofortige Auszahlung der Wechselschuld.“

„Herr Justizrath! es ist schwer, eine solche Summe zu beschaffen.“

„Ich weiß es.“

„Mein Bruder ist in Geldangelegenheiten nach Köln gereist.“

„Er wird unverrichteter Sache zurückkehren.“

„Das fürchte ich.“

„Sie können es als gewiß annehmen, denn ich habe ihn in D. gesprochen.“

„Und was werden Sie nun beginnen, Herr Justizrath?“

„Nach der Ansicht meines Auftraggebers soll ich die Rechtshilfe ergreifen.“

„Wie?“

„Ich soll Wechselhaft beantragen.“

„Mein Gott, mein Gott!“

„Der Sachwalter hat mitunter traurige Pflichten zu erfüllen.“

„Schützt mich meine Krankheit nicht?“

„Nein, Herr Baron!“

„Ich kann doch mit gichtigen Beinen nicht davonlaufen.“

„Ganz recht.“

„Und wenn man mir die Pflege entzieht . . .“

„Sie werden alle nur mögliche Pflege erhalten.“

„Und die Gemüthserregung?“

Der Justizrath zuckte mit den Achseln.

„Sie werden sich zu fassen suchen.“

„Mein Herr! unter solchen Umständen fasse sich, wer kann. Bietet mein Gut nicht Sicherheit genug?“

„Bedenken Sie, daß Sie die Wechsel unterzeichnet haben.“

„Auch mein schönes Gut ist verpfändet.“

„Der Banquier dringt auf Wechselhaft.“

„Er ist ein Unmensch.“

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron!“

„Was soll aus meiner Ehre werden?“

„Sie wird nicht gefährdet sein.“

„Wenn man mich wie einen Verbrecher einkerkert?“

Der Baron erhob sich vom Neuen und ging durch das Zimmer. Der Justizrath betrachtete ihn.

„Das ist schrecklich!“ murmelte der Schuldner, „Mein Herr! stellen Sie wenigstens Ihr Verfahren so lange gegen mich ein, bis mein Bruder ankommt. Vielleicht ist es ihm gelungen, ein Kapital zu erheben.“

„Rechnen Sie nicht darauf. Er hat sich über das Mißlingen seines Reiseplanes gegen mich ausgesprochen.“

„Geben Sie mir Frist, ich werde mein Gut aus freier Hand verkaufen!“ bat der Greis.

Der Justizrath erhob sich.

„Herr Baron!“ sagte er ruhig, „ich sehe ihre grenzenlose Verlegenheit, und bedaure Sie von Herzen.“

„Bedauern sie mich nicht; aber helfen Sie, helfen Sie!“

„Das ist, soweit es meinen Wechsel anbetrifft, mein Wunsch. Leider aber bin ich als rechtlicher Sachwalter außer Stande, Ihnen in Angelegenheiten meiner Klienten Nachsicht zu geben.“

Der Baron warf sich wieder in den Lehnstuhl.

„Gut; was wird also zunächst mit mir geschehen?“ fragte er in sichtlicher Angst. „Wann transportirt man mich in das Schuldengefängniß?“

„Darauf werde ich nicht antragen. Ich kann mildere Maßregeln ergreifen, ohne meine Pflicht zu verletzen. Sie sind krank . . .“

„O, ich bin sehr krank — dem Tode nahe!“

„Sie werden in Ihrem Zimmer bleiben.“

„Das lohne Ihnen der Himmel, mein Herr!"

„Vor der Thüre steht eine Wache . . ."

„Wie, eine Wache?" fuhr der kaum beruhigte Greis auf.

„So will es das Gesetz."

„Großer Gott! was sollen meine Leute davon denken? Herr!" rief er entrüstet, „bin ich denn ein Verbrecher?"

„Es hat schon mancher Kavalier Wechselhaft gehabt, und er ist dennoch ein Ehrenmann geblieben. Augenblickliche Geldverlegenheit ist keine Schande."

„Das sind Ansichten!" rief der Baron. „Also in meinem eigenen Zimmer will man mich gefangen halten? Und meine Leute werden die Wache sehen? Herr Justizrath! ich weiß nicht, ob ich das Schuldgefängniß in D. nicht vorziehe; dort werde ich wenigstens den Blicken meiner Leute entzogen sein."

„Vergessen Sie nicht, daß Sie krank sind!" erinnerte mitleidig der Justizrath.

Der Baron verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen und dabei murmelte er einige unverständliche Worte vor sich hin, die wie ein Vorwurf klangen, den er einer dritten Person machte. Nach einer Pause ließ er die Hände sinken; sein Gesicht war leichenblaß und mit Schweiß bedeckt.

„Was geschieht wenn ich Gefangener bin?" fragte er murmelnd.

„Da ihr Grundstück verpfändet ist, wird man es öffentlich an den Meistbietenden verkaufen. Die Auktion wird an Ort und Stelle abgehalten werden."

Der Baron wiegte schmerzlich sein Haupt.

„Demnach soll ich mit doppelten Ruthen gepeitscht werden!" murmelte er. „Man hält mich in Wechselhaft und verkauft mein schönes Gut."

„Da die Grundstücke gegenwärtig im Preise so niedrig stehen, kann der Fall eintreten, daß durch den Verkauf der Betrag sämmtlicher Wechsel nicht erzielt wird."

„Unmöglich, unmöglich, mein Herr!" rief der Baron außer sich.

„Ich muß diesen Fall annehmen; lasse ich ihn außer Acht so verletze ich meine Pflicht als Rechtsanwalt, denn ich gefährde die Interessen meiner Klienten. Für das Fehlende also bleiben Sie Wechselgefangener. Das ist der Gang des Prozesses, der gegen Sie erhoben wird. Sie sehen, daß die Nachsicht, die ich Ihnen als Wechselinhaber gestatte, keine Veränderung Ihrer Lage hervorbringt. Schreite ich nicht gegen Sie ein, so gibt es Advokaten genug, die sich mit Vergnügen dazu bereit finden lassen."

Der Baron saß wie erstarrt in seinem Lehnstuhle; er glich einem Menschen, dem man angekündigt, daß er zum Schaffot geführt werden solle. Eine wahre Todesangst sprach sich in seinen bleichen Zügen aus.

Der Schweiß rann in großen Tropfen von seiner Stirn. Seine Hände zitterten wie im Krampfe.

„Herr Baron!“ unterbrach in einem mitleidigen Tone der Justizrath die eingetretene Pause, „es läßt sich nicht verkennen, daß Ihre Lage eine sehr ernste ist; aber wenn Sie mit Ruhe überlegen, wenn Sie die Mittel, die Ihnen bleiben, zweckmäßig verwenden, so glaube ich, daß Sie sich, ohne Aufsehen zu erregen, aus der Verlegenheit ziehen können.“

„Wenn das möglich wäre! Geben Sie mir einen Ausweg an.“

„Sie sprachen die Absicht aus, unter der Hand zu verkaufen?“

„Ja!“

„Demnach läßt sich annehmen, daß Sie einen Käufer haben?“

„Man hat mir Anträge gemacht.“

„Wer?“

„Die Eisenbahn-Kompagnie!“ rief der Baron mit dumpfer Stimme. „Sie braucht mein Terrain zur Durchführung einer Verbindungslinie. Herr Justizrath!“ fügte er mit sichtlicher Anstrengung hinzu, „es bedarf nur meiner Erklärung, und der Kauf mit jener Gesellschaft ist sofort abgeschlossen; aber ich kann es nicht über mich gewinnen, mein schönes Grundstück, das ich wie ein Lieblingskind gehegt und gepflegt habe, in Hände übergehen zu lassen, die es zerstören, die meine

herrlichen Pflanzungen umwühlen und meinen Park zu einem Damme machen. Ich sterbe, wenn ich sehen muß, daß die mühsam gezogenen Früchte ein Raub der Spekulation werden. Die Spekulation! O, diese furchtbare Leidenschaft, die das Glück so manches braven Menschen zerstört! Zwingen Sie mich nicht zu dem Verkaufe, mein Herr — ich würde mich unter der Erde begraben lassen, die man in meinen Aeckern aufwirft. Lassen Sie mir Zeit, daß ich Mittel und Wege suche, meine Verlegenheit zu beseitigen, und wenn dies nicht gelingt, einen Käufer, der mein Elsborn in Ehren hält und mir ein Plätzchen gönnt, auf dem ich sterben kann."

Als der Baron schwieg, hatte er die Hände wie zum Gebete gehalten. Die schmerzliche Aufregung hatte alle seine Muskeln in Bewegung gesetzt, sie zuckten heftig wie im Krampfe. In diesem Augenblicke trat Lisette ein: sie setzte Speisen und Wein auf den Tisch. Dann forderte sie höflich den Gast auf, das Nachtessen einzunehmen und bat um Nachsicht, wenn man in der Eile bessere Speisen nicht hätte herbeischaffen können. Den Justizrath hatte die Klage und das flehentliche Bitten des alten Mannes so ergriffen, daß er dem jungen Mädchen durch eine Verneigung dankte, ohne seinen Platz zu verlassen.

Der Baron wiederholte die Einladung nach einer Pause.

„Ohne Zwang, Herr Justizrath!“ fügte er hinzu. „Ich weiß den Gast von dem Rechtsanwalte meiner Gläubiger zu trennen. Man soll nicht sagen, daß Andreas von Sydow die Gastfreundschaft vernachlässigt, wenn auch die Sorgen des Lebens wie ein Meer um ihn wogen.“

Auf seinen Wink entfernte sich Lisette.

„Ist das Gastzimmer in Ordnung?“ rief er ihr nach.

„Ja, Herr Baron!“

Die beiden Männer waren wieder allein.

„Ich bin unter eigenthümlichen Umständen Ihr Gast,“ begann der Justizrath, indem er sich zu Tische setzte. „Sie bewirthen mich so freundlich, der ich den Auftrag habe, Ihre Ruhe zu stören, selbst eine völlige Umgestaltung aller Ihrer Verhältnisse herbeizuführen.“

„Befindet sich nicht einer meiner Wechsel in Ihren Händen?“ fragte schmerzlich lächelnd der Alte.

„Das ist wahr.“

„Nun, da Sie Nachsicht üben wollen, kann ich Sie nicht als meinen Feind betrachten; ich bin Ihnen sogar zu Danke verpflichtet.“

„Könnte meine Nachsicht Ihnen nur mehr Vortheil bringen!“ rief der Justizrath.

„Der Oberst ist ein Schuft!“ murmelte der Baron zwischen den Zähnen. „Ich habe längst die Ahnung von dem Schritte gehabt, den er jetzt gegen mich unternommen. O, wäre ich zehn Jahre jünger!“

Dem Gaste war diese Aeußerung nicht entgangen.

„Herr Baron!" sagte er, „Sie haben eine Unvorsichtigkeit bei der Ausstellung der Dokumente begangen."

„Wie?"

„Eine große Unvorsichtigkeit."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!"

„Ein einfacher Wechsel oder eine einfache hypothekarische Kaution hätte genügt."

„Ermessen Sie daraus meine Verlegenheit, in der ich mich befand, als ich die Anleihen kontrahirte. Ich würde auch meinen Kopf zum Pfande gesetzt haben, wenn man ihn verlangt hätte. Und nun müssen Sie wissen, mein Herr! — der Greis erhob sich bei diesen Worten mit glühenden Augen — daß ich dieses Geld nicht in meinem Nutzen verwendet habe! Es ist einer undankbaren, nichtswürdigen Person zu Gute gekommen. Gott ist mein Zeuge, daß ich meine gegenwärtige Lage nicht verdient habe!" fügte er erschüttert hinzu. „Ich habe viel, unendlich viel gelitten! Der Verkauf meines Gutes an die Eisenbahn-Kompagnie gibt mir endlich den Todesstoß!"

Der Anwalt glaubte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, den Schlag auszuführen, den er sorgfältig vorbereitet hatte. Die Abneigung des Barons gegen den Verkauf an die Eisenbahn-Kompagnie kam ihm zu statten, und Levi Markus hatte sein Spiel schon ver-

loren, wenn er wirklich als Agent jener Kompagnie reiste.

„Herr Baron!“ begann er nach einer Pause, „ich bin der Vormund einer jungen Person, die ungefähr ein so großes Vermögen besitzt, als zum Ankaufe Ihres Gutes erforderlich ist. Ich glaube es vor meinem Gewissen verantworten zu können, wenn ich die meiner Verwaltung anvertrauten Gelder zu einem Zwecke verwende, der auch Ihnen für den Augenblick nützlich ist. Betrachten Sie mich als den Käufer von Elsborn.“

Der Greis starrte den Justizrath an.

„Sie können über eine solche Summe verfügen?“ fragte er.

„Im Interesse meiner Mündel.“

„Ich stelle Ihnen mein Gut als Hypothek.“

Der Justizrath zuckte mit den Achseln.

„Das Kapital ist nicht mein Eigenthum, ich kann es nicht nach Belieben verwenden.“

„Sie legen es so sicher und rentabel an, wie es in unserer Zeit nur immer möglich ist. Ich biete Ihnen sechs Procent.“

„Herr Baron! ich kann das Kapital nur anders placiren, wenn ich für meine Mündel ein Grundstück erwerbe, das später als Heirathsgut dienen kann. Es ist durchaus nicht auf einen niederen Preis abgesehen, und wenn ich Ihnen den Vorschlag in diesem Augenblicke mache, so leitet mich nicht die Absicht, Ihre Lage

zu benützen — kommt zwischen uns der Kauf zu Stande, so ist Ihnen geholfen, und ich habe meine Pflicht als Vormund erfüllt. Aus diesem Grunde bin ich nicht rigorös gegen Sie verfahren, sondern habe als Vermittler diese Reise unternommen. Willigen Sie ein, und in acht Tagen ist die traurige Angelegenheit arrangirt."

Der Baron legte die Hände auf den Rücken, und ging im Zimmer auf und ab. Er schien zu überlegen. Auf seinem bleichen Gesichte malte sich der Kampf, der in seinem Innern vorging. Plötzlich blieb er stehen und sagte:

„Herr Justizrath! gönnen Sie mir einige Tage Bedenkzeit."

„Vergessen Sie die Wechsel nicht."

„Sie bleiben mein Gast."

„Ich habe Verpflichtungen gegen meine Klienten."

„Sie mögen so lange warten."

„Man wird mir die Vollmacht entziehen, wenn ich zögere und ich werde Ihnen ferner nicht nützen können."

„Warten Sie wenigstens so lange, bis mein Bruder zurückkehrt."

Auf diesen Vorschlag glaubte der Justizrath eingehen zu können. Levi Markus war nicht mehr zu fürchten, und der Erwartete mußte diesen Abend noch eintreffen. Trotz der Aussicht auf eine friedliche Lösung der Dinge verblieb der Baron in seiner peinlichen Un-

ruhe; er vermochte nicht sich unbefangen auf das Gespräch einzulassen, das der Gast nun anknüpfte. Man sprach von den gesellschaftlichen Zuständen der Gegenwart, und so oft die Eisenbahn-Angelegenheiten berührt wurden, so oft gerieth der Baron in eine sichtliche Angst. Der Justizrath schrieb dies natürlich der Besorgniß des Greises zu, daß sein schönes Grundstück, das unter seinen Augen erstanden war, der Zerstörung preisgegeben werden sollte.

Eine Pendule schlug eilf Uhr.

„Gehen Sie zu Bett, mein Herr!" sagte der Gutsherr. „Sie sind ermüdet von der Reise."

Dann ertheilte er der eintretenden Lisette den Auftrag dem Gaste ein Zimmer anzuweisen.

„Gute Nacht, Herr Baron!" sagte Ernst.

„Die Nacht wird nicht gut werden," meinte mit mit einem schmerzlichen Lächeln der Greis.

„Verlieren Sie die Hoffnung nicht. Bei Aussichten, wie ich sie Ihnen geboten habe, läßt es sich schon schlafen."

„Aber ich bin krank, ich bin sehr krank!" stöhnte der Alte. „Die Gicht plagt meinen alten Körper — doch, gute Nacht!"

Lisette führte den Justizrath auf das Gastzimmer, das elegant und freundlich eingerichtet war. Die Fenster desselben gingen nach dem Parke hinaus, der jetzt im hellen Mondenscheine dalag. Jenseits der Wiese, die

an die Mauer des Parkes grenzte, zeigten sich die grauen Umrisse des Waldes. Der Justizrath war so aufgeregt, daß er eine Zigarre anzündete, das Fenster öffnete und in die prachtvolle Abendlandschaft hinausblickte, der Himmel war klar, die Luft ruhig.

„Warum der Baron sich einschließt, als ob er einen Ueberfall befürchtete?“ fragte sich Ernst, der seines seltsamen Einlasses in das Schloß gedachte. „Do er eine Ahnung von den Angriffen seiner Schuldner gehabt? der seltsame alte Mann! Ich begreife übrigens seinen Schmerz, denn wer hier den größten Theil seines Lebens verbracht hat, kann sich von diesem Paradiese nur schwer trennen. Es ist wirklich Schade, daß es zerstört werden soll.“

Ernst betrachtete die Vortheile, die der Abschluß des Handels ihm gewährte, und da Gewinnsucht seine größte Leidenschaft war, so schloß er seine Betrachtungen mit dem Satze:

„Elsborn ist überschuldet und für den Baron verloren! verschmähe ich, es durch List an mich zu bringen, so bricht der Konkurs aus, und es finden sich andere Käufer, die dasselbe Geschäft mit der Eisenbahn-Kompagnie machen, das ich zu machen jetzt beabsichtige Die bizarren Ansichten, des Alten sollen mich nicht irritiren. Er wird ruhiger leben, wenn er nach dem Arrangement seiner Angelegenheiten eine kleine Rente bezieht, die ihn vor Mangel sichert.“

Die Töne einer Glocke schallten durch die Nacht. Ernst erkannte die Glocke am Hofthore; er zweifelte nicht, daß des Barons Bruder und Levi Markus ankamen. Da er seines Vortheils dem Agenten gegenüber sicher war, schloß er das Fenster, entkleidete sich und legte sich zur Ruhe. Ehe er einschlief, fiel ihm Josefine noch einmal ein, die wunderbare Doppelgängerin der Seltenau. Der Schlaf übermannte ihn, er konnte den Vermuthungen nicht lange mehr nachhangen die das Reiseabenteuer in ihm erweckten. In dem angrenzenden Zimmer schlief Levi Markus, der wirklich mit dem Bruder des Schloßherrn angekommen war.

Zwischen den beiden Brüdern, die sich allein in dem Wohnzimmer befanden entspann sich folgendes Gespräch:

„Hast Du Frist erwirkt, Emil?" fragte der Gutsbesitzer.

„Nein Bruder. Der Oberst hat seinen Wechsel verkauft, und die Jüdin will nicht länger warten."

„O, der Oberst ist ein Schurke!" murmelte Andreas. „Nicht die Verlegenheit, sondern die Rache treibt ihn, das Papier zu Gelde zu machen."

„Dein Wechsel befindet sich in den Händen des Banquiers Kaiser."

„Ich weiß es; sein Rechtsanwalt ist schon hier. Was läßt sich noch thun, Bruder?"

„Nichts als bezahlen!" rief Emil, der seine heitere Laune nicht verloren hatte.

„Bezahlen, wovon? Hast Du Geld mitgebracht?“

„Ich glaube,“ antwortete Emil, gutmüthig lächelnd.

„Du glaubst es!“ rief der Baron auffahrend. „Bruder, nimm diese Sache nicht von der heitern Seite, wie Du zu sagen pflegst; sie hat nur eine Seite, und zwar die ernsteste von der Welt. Was willst Du sagen?“

„Daß Du annehmen kannst, ich habe Geld mitgebracht. Hast Du den kleinen Mann mit der Glatze gesehen?“

„Ja. Wer ist er?“

„Ein Agent der G.'schen Eisenbahn-Kompagnie. Durch ihn verkaufen wir Elsborn so theuer, daß Dir nach Deckung der Schulden noch eine hübsche Summe bleibt, von der Du gemächlich und sorglos leben kannst.“

Andreas zitterte am ganzen Körper, als er diesen Vorschlag hörte; er mußte sich an der Lehne des zunächststehenden Sessels halten, um nicht zusammenzubrechen. Seine Augen vergrößerten sich indem er ausrief:

„Nie nie! Bruder. Sprich das Wort Eisenbahn nicht aus, wenn Du mich liebst! Mein schönes Grundstück bleibt, wie es ist. Verkaufe ich es, so stelle ich die Bedingung, daß während meines Lebens auch nicht die geringste Veränderung damit vorgenommen wird. Kein Spaten soll einen Damm aufwerfen oder eine Grube graben. Der Boden bleibt, wie er ist. Kannst Du kein

anderes Ausgleichungsmittel schaffen, so schweige — Deine Reise ist also erfolglos gewesen."

Baron Emil schüttelte den Kopf.

„Ich begreife und theile Deine Abneigung gegen die Eisenbahnen," sagte er ruhig und ernst; „warum aber sollen wir den Vortheil nicht ziehen, den sie uns bieten? Die Gesellschaft muß den höchsten Preis zahlen, weil sie unser Terrain braucht. Jeder andere Käufer wird über die Forderung lächeln, die wir der Gesellschaft stellen und dann setze ich noch voraus, daß sich bei diesen Zeiten der Aktienunternehmungen und Kredit-Anstalten Käufer finden."

„Muß ich verkaufen so ist schon ein Käufer da!"

„Wer? Wo?" fragte neugierig Baron Emil.

„Der Justizrath Ernst!"

„Ah!" rief Emil gedehnt. „Levi Markus hat also doch Recht. Der Herr Justizrath ist Geschäftsmann, er will kaufen. Und darum dringt er auch auf die Bezahlung der Wechsel. Andreas, die Sache ist wohl zu überlegen; heute kauft der Justizrath Elsborn, und morgen verkauft er es an die Kompagnie mit Profit. Die Spekulation ist einfach und klar wie das Sonnenlicht. Er zwingt Dich durch die Wechsel zu verkaufen, damit Du nicht Zeit hast, mit der Kompagnie zu unterhandeln. Markus ist ein Schlaukopf, er hat die Geschichte durchschaut. Bruder, man will uns um zwanzig- bis dreißigtausend Thaler bringen!"

Man erräth wohl, daß der Baron mit Markus unterwegs über die Sache gesprochen, und daß der Jude nicht verfehlt hatte, da er die Spekulationen des Justizraths kannte, seine Schlüsse zu ziehen. Der Umstand, daß seine Mutter dem Rechtsanwalte einen Wechsel über eine bedeutende Summe übergeben, hatte mancherlei Ideen in ihm geweckt, die er dem bedrängten Baron mitgetheilt, und das Erstaunen des Letztern läßt sich denken, als er die vorhergepflogenen Unterhandlungen des Justizrath mit Andreas erfuhr. Baron Emil fand den Weigerungsgrund an die Kompagnie zu verkaufen, nicht hinreichend; er war der Meinung, daß man unter den obwaltenden Umständen jeden Vortheil ergreifen müsse. Aber Andreas ließ sich nicht irre machen, er wollte durchaus jeder Zerstörung seiner Anlagen vorbeugen.

„Elsborn kommt zuletzt doch in die Hände der Kompagnie," meinte Emil.

„Eher stecke ich es in Brand, und lasse mich unter den Trümmern begraben!" rief Andreas.

„Denke an den Obersten!"

„Es ist wahr!" murmelte der Alte. „Mein Untergang ist ja das Ziel seiner Rache. Aber was soll ich beginnen?"

„Verkaufen! verkaufen und dann ein ruhiges Leben führen. Wir ziehen in ein Landstädtchen, und kümmern uns um das Treiben der Welt weiter nicht, das

mit jedem Tage ekelhafter wird. Die Fürsten, die Minister, die Edelleute, die Bürger, selbst die Bauern sind Spekulanten. Kein Mensch will mehr arbeiten; das Geld allein soll ernähren, soll Wohlstand und Reichthum schaffen. Das ist die große Lebensdoktrin unserer Zeit. Fasse sie richtig auf, Bruder! und hänge nicht an alten Gewohnheiten, sonst mußt Du untergehen."

„Hast Du den Obersten gesprochen?" fragte Andreas, der nachdenkend geworden war.

„Ja."

„Nun?"

„Er ist noch derselbe rohe und unbeugsame Mensch, der er stets gewesen. Das Alter hat seinen Charakter nicht milder, seine Gesinnungen nicht freundlicher gemacht. Er ist so sehr Spekulant, daß er darüber seinen Adel vergißt. Der Mammon geht ihm über Alles, und ich behaupte, daß er einer Summe wegen ein Verbrechen begeht. Du sollst ihn sehen — sein Gesicht drückt die Leidenschaften aus, die ihn beseelen. Sein Haus wimmelt von Agenten und Juden, er ist bei allen Kredit-Anstalten betheiligt und besitzt Aktien aus aller Herren Länder. Niemand vermuthet in ihm den einst so ehrenwerthen und tapfern Militär."

„Für wen scharrt der alte Mann zusammen?" rief Andreas. „Er steht allein auf dieser Welt, hat weder Weib noch Kind!"

„Das ist Allen, die ihn kennen, ein Räthsel. Nun, Andreas! was gedenkst Du zu thun?"

„Geh' zu Bett, ich werde überlegen. Morgen sprechen wir mehr über die traurige Angelegenheit. Ich bin so erschöpft, daß ich keinen Entschluß fassen kann."

„Benütze die Verlegenheit der Kompagnie, und laß Dich tüchtig bezahlen. Dies ist der einzige Rath, den Dir Dein Bruder geben kann. Gute Nacht, Andreas!"

„Gute Nacht, Emil!"

Die Brüder trennten sich. Eine Viertelstunde später war Alles still in dem großen Gebäude. Aber nicht alle Bewohner schliefen; der Baron Andreas saß wachend in seinem großen Stuhle. Es schlug ein Uhr nach Mitternacht. Da erhob er sich, als ob ihn die Zeit dazu anspornte; er nahm die tief herabgebrannte Kerze und ging langsam in sein Schlafzimmer, das durch eine mit Vorhängen versehene Glasthüre von dem Wohngemache geschieden ward. Hier öffnete er einen Sekretär, und holte verschiedene Papiere aus geheimen Fächern hervor. Nachdem er lange gelesen, band er einzelne Papiere in ein Packet zusammen, siegelte das Band, und legte das Packet in den Sekretär zurück, den er sorgfältig wieder schloß. Der Schlüssel hing an einer Schnur auf seiner Brust. Nachdem er dies verrichtet, legte er sich seufzend zu Bett.

„Mein Gott! bin ich denn wirklich ein Verbrecher?" murmelte er betend vor sich hin. „Herr! Du kennst

mein Herz, ich habe nicht aus Vorsatz gesündigt. Gib mir Ruhe, gib mir Frieden! Paul, Paul, das habe ich nicht um Dich verdient! Du verfolgst mich, und erhöhst die Schrecken meines Gewissens. Gibt es eine Sühne, so habe ich das, was ich gethan, schon hundertfältig gesühnt. Und Du, mein Gott! stärke mich, daß ich einen Entschluß faße und ausführe. Dann laß mich sterben, und vereinige mich mit meiner Sabine!"

Der Greis bewegte noch eine Zeitlang wie betend die bleichen Lippen, dann übermannte ihn der Schlaf. Aber ein böser Traum mußte ihn peinigen — seine Augenlider zuckten, als ob er sich gewaltsam den Armen des Schlafes entreißen wollte, der ihm so erschreckliche Bilder vorgaukelte. Aber wie gelähmt sank er wieder zurück — die Kraft des Geistes vermochte nicht, die Schwäche des alten Körpers zu besiegen.

Fünftes Kapitel.

Eine Entdeckung.

Am nächsten Morgen war das Leben in dem Schloße Elsborn reger als gewöhnlich, obgleich nur zwei Gäste zu bewirthen waren. Lisette hatte alle Hände voll zu thun, denn außer der Pflege des Barons lag ihr auch noch die Beaufsichtigung der Wirthschaft ob. Man hielt das hübsche Mädchen für die Tochter vom

Hause und zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß sie die Erbin des unverheiratheten Barons sein würde, den man für sehr reich hielt. Niemand ahnte seine mißliche Lage, und wenn er plötzlich in das Schuldgefängniß geführt, wenn sein Gut meistbietend verkauft würde, so wäre dies für Lisette ein Donnerschlag aus heiterer Luft gewesen, denn sie rechnete wenigstens auf so viel, daß sie ihrem Martin eine hübsche Aussteuer mitbringen konnte.

Lisette war die Tochter eines blutarmen Mannes, eines Holzhauers. Des Zusammenhanges unserer Erzählung wegen ist es nöthig, daß wir mittheilen, wie der Baron dazu gekommen ist, Lisetten in sein Schloß zu nehmen.

Vor zwölf Jahren besuchte ihn sein alter Busenfreund, der Oberst außer Diensten Paul von Melin. Emil von Sydow stand damals noch als Hauptmann in einem holländischen Regimente, und Andreas wohnte allein auf Elsborn. Die Ankunft des Obersten war ein frohes Ereigniß für den Schloßherrn, der, allen Nachbarn unerklärlich, so still und eingezogen lebte, als ob er die Menschen haßte. Seine einzige Zerstreuung war die Jagd in den schönsten Forsten seiner Besitzung, und Tagelang, nur von seinem Diener Brock gefolgt, durchstrich er die Marken. Es schien, als ob er sich absichtlich ermüden wollte, und Sumpf und Moor setzten seinen mühseligen Streifereien kein Hinderniß

entgegen. Auch der Oberst von Melin liebte die Jagd und beide fröhnten während der Zeit ihres Beisammenseins ihrer Liebhaberei nach Herzenslust.

Eines Morgens gingen sie zur Jagd aus, um ein entferntes Revier zu durchstreifen, von dem der Baron gesagt, daß es reich an Wildbret sei. Seltsamerweise war die Ausbeute nur eine geringe gewesen, obgleich sich die Jäger weidlich abgemüht hatten.

„Die Wilddiebe müssen die Rehe verjagt haben!" murmelte unwillig der Baron. „Ich begreife sonst die Verödung meines Forstes nicht, den ich nur selten besuche."

„Das kommt von Deiner schlechten Wirthschaft," antwortete der Oberst. „Stelle tüchtige Förster an, die Wald und Flur überwachen, und Du wirst keinen Mangel an Wild haben. Die Diebe wissen, daß Deine Waldungen unbewacht sind, und darum treiben sie zwanglos ihr Unwesen, ich kann mir das lebhaft denken. Du alter Thor, sei nicht so geizig. Bei Dir trifft das Sprichwort ein: Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels."

Der Baron schüttelte den Kopf und schwieg.

In der Dämmerung kamen die Jäger an ein Gehöft, das einsam am Rande des Waldes lag. Eine Lehmmauer umschloß ein Gärtchen und ein mit Stroh bedecktes Häuschen. Auf der Giebelspitze dieses Häuschens war ein großes Storchnest angebracht. Die Ver-

schmelzung des letzten Tageslichtes mit dem Scheine des bereits aufgegangenen Vollmondes schuf eine reizende Dämmerung. Bei dieser Beleuchtung bot das Gehöft einen pittoresken Anblick.

„Was ist das?" fragte der Oberst, indem er stehen blieb.

„Die Hütte eines armen Holzhauers," antwortete der Baron.

„Der Kerl wohnt wie ein Einsiedler."

„Er ist es auch. Der wackere Kaspar lebt nur seiner Familie; er arbeitet im Walde und kümmert sich um die Welt nicht."

„Außer wenn er ein feistes Reh an die Welt verkauft!" rief lachend der Oberst.

„Kaspar gilt allgemein für einen braven, redlichen Mann. Ich glaube nicht, daß er mich bestiehlt, denn ich gebe ihm oft Arbeit und im Winter Brot."

„Und in diesem Glauben läßt Du ihn unbeachtet, Freund! wenn Du Deine Grundstücke, die vortrefflich sind, nicht besser bewirthschaftest, werden sie bald ruinirt sein. Mir scheint, hier spielt Jeder den Herrn, der Lust dazu hat. Ich möchte wohl den braven Kaspar einmal sehen."

„Wozu das?"

„Um den Mann zu beurtheilen. Die Wilddiebe haben für den Kenner eine eigene Physiognomie."

„Bist Du denn Kenner, Paul?"

„Ich glaube, mein lieber Andreas!"

„Gut, statten wir dem Kaspar einen Besuch ab. Aber wir werden unsere Absicht geheim halten."

„Natürlich! Fordern wir einen Trunk frischen Wassers."

Die beiden Jäger traten durch das halb verfallene Thor in den Hof. Schon die nächste Umgebung gab Zeugniß von der großen Armuth Kaspars. Der Hof war zwar reinlich, aber von allem Geräthe entblößt. Man sah weder Holz noch Stroh für den Winter aufgehäuft. Durch die Risse eines kleinen Schoppens, der sich an die niedere Mauer lehnte, drangen die Strahlen des Mondes. Aus einem der Fenster schimmerte still und traurig ein mattes Licht. Rings war es ruhig wie in einer Einöde.

Der Oberst wollte durchaus einem Wilddiebe auf die Spur kommen. Er flüsterte seinem Begleiter zu:

„Leise, leise! Wir wollen einen Blick durch das Fenster werfen. Wer weiß, was in der Barake vorgeht."

Geräuschlos schlichen sie dem Häuschen näher, dessen niedere Thüre nur angelehnt war. Der Oberst erreichte zuerst das Fenster. Durch die trübe Scheibe ließ sich das Stübchen, da ein Licht darin brannte, übersehen. Die bitterste Armuth hatte auch hier ihr Panier entfaltet. Dem Fenster gegenüber stand ein Bett, in dem eine todtbleiche Frau aufrecht saß. Neben ihr auf dem

Stuhle saß eine andere Frau, die zu der Umgebung einen seltsamen Kontrast bildete. Diese Frau, obgleich über die ersten Jugendjahre hinaus, war schön und elegant gekleidet. Sie trug ein feines Spitzenhäubchen auf dem dunklen Haare, das in kurzen Locken an den weißen Wangen herabhing. Den schlanken, üppigen Körper schloß ein Kleid von schwarzer Seide ein. Neben ihr auf dem Stuhle lag ein eleganter Mantel und ein Damenhut mit einem weißen Schleier. Der Oberst stand wie erstaunt. Die beiden Frauen bildeten eine wunderbare Gruppe, die jeden unbefangenen Lauscher überraschen mußte. Wie kam die elegante und reiche Dame in diese einsame Wohnung des Elends? Man hätte sie für einen Engel halten mögen, der vom Himmel in diese Einöde herabgestiegen, um die Noth der kranken Holzhauersfrau zu mildern. Der Baron stand erstaunt wie sein Freund. Beide lauschten mit angehaltenem Athem. Die Kranke lächelte, als die Dame ihre Hand ergriff, das war ein schmerzliches Lächeln wie die Antwort auf einen Trostspruch, dessen Verwirklichung man für unmöglich hält.

„Fassen Sie Muth, arme Frau!" sagte eine wohlklingende weibliche Stimme; „morgen sende ich Ihnen einen geschickten Arzt, dessen Hilfe, mit der meinigen vereint, Ihnen die Gesundheit bald wiedergeben wird. Ihre Krankheit ist eine Folge des Mangels an den nöthigen Lebensbedürfnissen. Verhehlen wir

uns das nicht. Vertrauen Sie auf Gott und auf gute Menschen.“

„Der Himmel lohne Ihnen die Güte, mit der Sie sich meiner annehmen!“ antwortete die Kranke.

„Wo ist Ihr Mann?“

„Er ist nach der Stadt gegangen, muß aber bald zurückkehren.“

„Sie können das Bett nicht verlassen, und befinden sich allein in diesem einsamen Hause.“

„Kaspar hat sich mit Widerstreben entfernt; aber re mußte den Weg unternehmen, wenn wir nicht Hungers sterben wollten.“

„O, das ist entsetzlich!“ sagte unwillig die Dame. „Man sollte es für unmöglich halten, daß inmitten eines kultivirten und civilisirten Landes eine Familie in diesem Elende lebt.“

„Glauben Sie mir, Madame! mein guter Mann trägt wahrlich nicht die Schuld; in der Nähe gibt es keine Arbeit für ihn, und in der Ferne Verdienst suchen, erlaubt meine Krankheit nicht. Meine Tochter ist zu klein, um mir zu nützen, und da muß Kaspar, statt zu arbeiten, seine Frau warten. Ach, der Gedanke, daß ich meinem Manne, dem ich eigentlich zur Seite stehen sollte, eine so große Last bin, erweckt oft den Wunsch. . .“

„Sprechen Sie diesen Wunsch nicht aus, arme Frau!“ rief im Tone des Vorwurfes die Dame. „Sie freveln gegen die Vorsehung, die Ihr Schicksal bestimmt hat.“

„Dann muß ich eine arge Verbrecherin sein," schluchzte die Kranke; „denn die Vorsehung hat mich einem schweren Loose bestimmt; so schwer, daß es die Kraft eines Menschen nicht tragen kann. Ach, Verzeihung, Madame! meine Worte müssen Ihnen wohl frevelhaft erscheinen; aber wer so leidet, wie ich, wer so oft umsonst zu Gott gebetet hat, muß endlich eine Beute der Verzweiflung werden."

Die Kranke sank weinend in das Kissen zurück.

Die beiden Lauscher sahen, daß die Dame schmerzlich ihr Haupt schüttelte, sich erhob und langsam durch das Stübchen ging. Ihre Gestalt war groß und edel; ihre Bewegungen waren ruhig und graziös. Plötzlich blieb sie stehen, und betrachtete mitleidig die Kranke.

„Liebe Frau!" fragte sie sanft, „liegt nicht in der Nähe ein Rittergut?"

„Ja, Madame! Elsborn."

„Warum wenden Sie sich nicht an den Besitzer? Es bedarf ja nur einer geringen Unterstützung, um Ihre Noth zu lindern."

„Der Herr Baron von Sydow hat uns bereits einige Almosen zukommen lassen. Der Edelmann ist so unzugänglich, und zumal jetzt, da er Besuch hat..."

„Wer ist denn bei ihm?"

„Man nennt den fremden Herrn Oberst von Melin — weiter weiß ich nichts."

„So muß sich Ihr Mann an den Obersten wenden!“ sagte entschieden die Dame.

„An den Obersten?“

„Gewiß, gewiß!“

„An den fremden Gast im Schloße? der Herr Baron würde meinen Kaspar wie einen lästigen Bettler davonjagen. Nein, liebe Madame! das können wir nicht wagen.“

„Sie werden es wagen; ich stehe Ihnen für den Erfolg.“

„Sie, Madame? Du lieber Gott, ich weiß ja nicht einmal, wen ein glücklicher Zufall in meine Hütte geführt.“

„Sie werden es vielleicht auch nie erfahren; aber folgen Sie meinem Rathe. Morgen Früh mag Ihr Mann in das Schloß gehen, dem Obersten dieses kleine Couvert überreichen und ihn im Namen der Absenderin um ein Darlehen von zwei- bis dreihundert Thaler bitten. Glauben Sie mir, Ihr Mann wird nicht mit leeren Händen zurückkommen.“

„Zweihundert Thaler!“ rief freudig erschreckt die Kranke, indem sie sich emporrichtete.

„Fordern Sie mehr, fordern Sie so viel als Ihnen nöthig erscheint, um sich für immer aus dieser drückenden Lage zu reißen.“

Die Dame warf ein Couvert auf den Tisch. Dann zog sie ihre Börse und legte einige Thaler neben

das Couvert. Nun sah sie nach der goldenen Uhr, die an ihrem Gürtel hing.

„Schon acht Uhr vorüber!“ rief sie aus.

Rasch warf sie den Mantel um, und setzte den Hut auf, dessen weißen Schleier sie über das Gesicht herabzog.

„Nun ist es Zeit, daß wir gehen,“ flüsterte der Oberst.

Der Baron hörte diese Aufforderung nicht; er stand wie eine Säule und starrte durch das Fenster. Der Freund nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Eine Minute später befanden sie sich jenseits der Mauer hinter einem Schlehdornbusche. Der Oberst war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er den schweigenden Freund beobachten konnte, der sich willenlos führen ließ. Er stützte sich auf sein Gewehr und beobachtete den Rasenplatz, der hell vom Monde beschienen ward. Gleich darauf hörte man das Oeffnen und Schließen der Thüre in dem Häuschen des Holzhauers.

„Fort! Fort!“ sagte der Baron, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte. „Es ist schon spät — man wird um uns besorgt sein.“

„Eine Minute noch!“ flüsterte der Oberst, indem er den Freund zurückhielt.

„Warum? Warum?“ fragte Andreas wie verwirrt.

„Du leistest mir einen Dienst, wenn Du verhinderst, daß man unsere Anwesenheit bemerkt.“

Andreas kreuzte die Arme und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, als ob ihm das längere Bleiben Ueberwindung kostete. Paul von Melin steckte den Kopf hinter dem Busche hervor. Da kam ein Mann vom Walde her über den Rasenplatz; er lief mehr, als er ging. Zu gleicher Zeit trat die Dame aus der Pforte in der Mauer. Sie blieb stehen, bis der Mann sich ihr genähert hatte.

„Sabine! bist Du es?" fragte er.

„Ja!" war die Antwort.

„Du bleibst lange. Ich war besorgt um Dich."

„Ohne Grund. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht!" sagte Sabine in einem bitteren Tone.

„Eine Entdeckung?" wiederholte der Mann, indem er den kurzen Mantel um die Schultern warf, den er bisher auf dem Arme getragen hatte.

„Der Oberst befindet sich zum Besuche auf Elsborn."

„Paul von Melin?"

„Man nannte mir diesen Namen."

„Das trifft sich gut!" murmelte der Mann. „Was gedenkst Du nun zu thun?"

„Ich habe meinen Plan geändert; Lisa wird noch einige Zeit bei den Bauersleuten bleiben, obgleich die Frau krank darnieder liegt."

„Sabine, ich rathe nicht dazu!" murmelte der Mann. „Nimm das Kind jetzt zurück, und gib es in eine Pension."

„Folge mir; ich werde Dir unterwegs die Gründe mittheilen, die mich veranlassen, meinen ersten Plan zu ändern. Doch schlagen wir einen Fußweg ein, das Gras ist naß vom Thau."

Beide entfernten sich. Bald verschwanden sie zwischen den ersten Bäumen des Gehölzes, durch das der Fußweg führte, der sich wie ein grauer Streifen im Grase fortzog.

Der Oberst stand, auf sein Jagdgewehr gestützt, und starrte nach dem Walde; der Baron blieb unbeweglich in seiner Stellung. Fünf Minuten verflossen.

„Können wir gehen?" fragte plötzlich der Baron.

„Nein!" murmelte der Oberst.

„Warum?"

„Ich will die kranke Frau des Holzhauers sprechen."

„Es ist der kürzeste Weg, um das Couvert der Dame in Empfang zu nehmen, das sie auf dem Tische zurückgelassen hat."

„Nun ja," murmelte der Oberst mit finsterem Gesichte; „meine Neugierde ist wohl erklärlich."

„Kennst Du denn die Dame?" fragte Andreas ein wenig heftig.

„Ich werde suchen, sie kennen zu lernen."

„Recht; vielleicht gibt das Couvert Aufschluß. Gehen wir in die Hütte."

Diesmal betrat Andreas zuerst den Hof. Dem Obersten schien die Begleitung des Freundes lästig zu sein; er hielt ihn an.

„Freund!“ murmelte er, „laß mich allein mit der Kranken reden; sie wird erschrecken, wenn zwei Männer erscheinen.“

„Kaspars Frau kennt mich; sie weiß, daß sie meinen Besuch nicht zu fürchten hat. Du magst immerhin in einer geheimnißvollen Beziehung zu der Unbekannten stehen — ich werde Dein Geheimniß ehren, meiner Diskretion darfst Du gewiß sein.“

Der Oberst fügte sich; er trat mit dem Freunde in das Stübchen. Die Kranke hatte sich bei dem herannahenden Geräusche der Schritte emporgerichtet; sie war so erstaunt, als sie die beiden Männer erblickte, daß sie kein Wort reden konnte.

„Erschrecken Sie nicht, liebe Frau!“ sagte mild der Baron; „ich habe erfahren, daß Sie krank sind, und daß Kaspar keine lohnende Arbeit findet. Mein Weg führt mich diesen Abend hier vorbei —“

„Ach, Herr Baron! Sie sind ein großmüthiger, gnädiger Herr!“

„Warum hat sich Kaspar nicht längst an mich gewendet? daß es so weit kommen mußte!“ fügte er hinzu, indem er durch das traurige Gemach blickte. „Da liegen ja Thaler auf dem Tische!“ rief er mit erkünsteltem Erstaunen aus. „Ah, die Noth ist wohl nicht so

groß, als man sie mir geschildert hat, und meine Hilfe kommt zu spät."

„Verzeihung, Herr Baron! — dieses Geld hat mir vor kaum einer Viertelstunde eine Dame geschenkt."

„Eine Dame?" fragte der Oberst, der gern das Couvert sogleich ergriffen hätte.

„Ja, lieber Herr!"

„Wer war die Dame?" fragte der Baron.

Die Kranke gerieth in sichtliche Verlegenheit.

„Ich kenne sie nicht!" flüsterte sie. „Gegen Abend trat sie zu mir ein —" Sie stockte, und sah ängstlich nach dem Couverte auf dem Tische, als ob sie es gern den Blicken der beiden Männer entzogen hätte.

In diesem Augenblicke ließ sich die Stimme eines Kindes vernehmen, das auf einer elenden Streu in der Ecke des Stübchens lag.

„Mutter! Mutter!" rief weinend das Kind, indem es den Kopf aus der zerlumpten Decke hob.

„Schweige, Lisette!"

„Mutter! ist der Vater zurückgekommen? Mich hungert!"

„Schlafe nur, liebes Kind! er kann nicht lange mehr bleiben!" tröstete die Mutter. „Ich werde Dich wecken, sobald der Vater Brot bringt."

„Aber mich hungert so sehr; ich habe ja seit gestern Nichts gegessen!"

Lisette weinte bitterlich. Die Mutter suchte sie umsonst zu beruhigen. Da trat der Oberst an das Strohlager, und betrachtete aufmerksam das weinende Mädchen. Der Baron ließ ihn nicht aus dem Auge, er verfolgte alle seine Bewegungen. Die Aengstlichkeit der Kranken mehrte sich. Auch dies entging dem Baron nicht, der sich in einer fieberhaften Aufregung befand. Wie aus Furcht vor dem Obersten schwieg das Kind, das aufrecht auf dem Lager saß. Die blonden Haare hingen verwirrt über das feine weiße Gesicht herab. In den großen himmelblauen Augen erglänzten Thränen. Das unschuldige Geschöpf, das der Hunger aus dem Schlafe geweckt, bot einen rührenden Anblick. Trotzdem wandte sich der Oberst mit zornigen Mienen ab; er schien eine Entdeckung gemacht zu haben, die ihm die Galle in das Blut trieb.

„Frau,“ wandte er sich zu der Kranken, „man hat hier einen Brief für mich abgegeben — ich bin der Oberst von Melin, der sich zum Besuche auf Elsborn befindet.“

Gertrud, so hieß die Frau des Holzhauers, nickte erstaunt mit dem Kopfe.

„Sie wissen es?“ fragte sie leise.

„Ich weiß es von der Dame selbst.“

Gertrud deutete auf den Tisch.

„Mein Mann sollte Ihnen das Papier morgen übergeben,“ flüsterte sie ängstlich.

„Und zugleich zwei- oder dreihundert Thaler von mir fordern — nicht wahr? Die fremde Dame verfügt über meine Börse, als ob es die ihrige wäre. Wollen doch sehen, welche Gründe sie dafür angibt.“

Paul von Melin nahm rasch das Couvert von dem Tische. Er laß die Adresse. Seine Gesichtsmuskeln zuckten ein wenig. Dann zerriß er das Siegel, und holte ein feines Blatt Papier aus dem Umschlage, der zu Boden fiel. Je länger er las, je größer ward seine Aufregung; der Baron glaubte selbst eine Anwandlung von Schrecken in seinen Zügen zu bemerken. Indem er das Papier in die Tasche seinen Jagdrockes steckte, warf er einen durchbohrenden Blick auf das Kind, das ihn seinerseits mit Bestürzung anblickte.

„Sie sind nicht die Mutter dieses Kindes?“ fragte er die Kranke.

Gertrud hatte nicht den Muth, diese Frage zu beantworten, denn sie sah, daß der Baron sie fast mit den Blicken verschlang. Eine peinliche Pause trat ein.

„So antworten Sie doch, Gertrud, so antworten Sie doch!“ rief der gespannte Baron. „Wer ist dieses Kind?“

„Gnädiger Herr! erlassen Sie mir ein Geständniß, von dem ich nicht weiß . . .“

„Ja oder nein? Weiter ist Nichts nöthig.“

„Nein!“ antwortete kaum vernehmbar die kranke Gertrud. „Ich habe Lisette nur erzogen.“

„Brachte es Ihnen die fremde Dame, die vorhin bei Ihnen war?“ fragte der Oberst.

„Ich weiß es nicht!“

„Keine Ausflüchte, Frau! ich muß die Wahrheit wissen. Wenn Sie mir Alles erzählen, so zahle ich Ihnen die geforderte Summe; verharren Sie im Schweigen, so erhalten Sie keinen Pfennig.“

„Du lieber Gott! wie kann ich denn sagen, was ich nicht weiß?“ rief schluchzend die kranke Frau.

„Wie sind Sie denn zu dem Kinde gekommen?“ fragte der Oberst.

„Ich war nicht zu Hause, ich fand es bei meinem Manne vor, als ich eines Abends von der Arbeit zurückkehrte. Er behandelt die Sache als ein großes Geheimniß; ich habe nie ein Wort von ihm darüber erfahren können. Uebrigens ist mir das arme Kind so lieb, als ob es mein eigenes wäre. Könnte ich mehr zur Erziehung desselben beitragen, als mir bis jetzt vergönnt gewesen!“

„Also Ihr Mann kennt das Geheimniß?“ fragte der Oberst.

„Ja!“

„So werde ich es wohl erfahren!“ dachte der Baron.

Nachdem der Oberst einige Augenblicke überlegt, sagte er zu der Kranken:

„Senden Sie morgen Ihren Mann nach Elsborn; es wird auf ihn ankommen, ob ich ihm das Geld zahle, das die Fremde Ihnen in Aussicht gestellt hat.“

„Gute Nacht, Frau Gertrud!" sagte mild der Baron; „trösten Sie sich, Ihre Lage wird sich ändern."

Die beiden Jäger verließen das Häuschen des Holzhauers. Draußen trafen sie Brock, den Diener, der seinen Herrn mit Ungeduld erwartete. Er meldete, daß der Wagen auf dem Feldwege halte.

„Willst Du fahren?" fragte der Gutsbesitzer seinen Gast.

„Nein," antwortete der Oberst; „ich fühle das Bedürfniß nach Bewegung in freier Luft. Wie weit haben wir noch bis zu Deiner Besitzung?"

„Wenn wir durch das Gehölz gehen, eine halbe Stunde."

„Gehen wir durch das Gehölz!" sagte der Oberst, der diesen Vorschlag gern annahm.

Brock ertheilte dem Kutscher den Befehl des Herrn. Die Freunde warfen die Gewehre auf den Rücken und schlugen einen Fußpfad ein, der sich eine Zeit lang am Walde hinzog. Der mondhelle Abend war schön; kein Lufthauch machte das Laub der Bäume zittern. Die Landschaft lag in völliger Ruhe unter dem weiten, blauen Himmelsdome. Ueber der Wiese schwebte ein weißer, durchsichtiger Nebel, der die jenseits stehenden einzelnen Bäume wie Schatten riesiger Gespenster erscheinen ließ. Die Freunde hatten keinen Sinn für die Schönheiten des Abends; sie gingen schweigend neben einander, Jeder hing seinen Gedanken nach. Der Oberst

schritt rüstig vorwärts, als ob ihn eine innere Unruhe zur Eile trieb. Der Baron trocknete dann und wann den Schweiß von seiner Stirn; ein schmerzliches Gefühl schien ihm die Brust zusammenzupressen und am raschen Gehen zu hindern. Nur mit Mühe konnte er dem voranschreitenden Freunde folgen, der sich um seinen Begleiter nicht kümmerte. Der Auftritt in der Holzhauerhütte hatte eine verschiedenartige Wirkung hervorgebracht: Paul von Melin war zornig, Andreas von Sydow war still und ernst geworden, man konnte selbst sagen, daß sich ein schmerzliches Gefühl in seiner Brust regte.

Plötzlich blieb der Oberst stehen.

„Andreas!“ sagte er, „was hältst Du von den Frauen?“

„Sonderbare Frage!“ murmelte der Baron.

„Du bist Junggeselle, wie ich; es liegt darin schon ein gewisses Urtheil.“

„Vielleicht! Doch, was veranlaßt Dich . . .“

„Nach den Frauen zu fragen?“ rief mit einem bittern Lachen der Oberst.

„Nun ja!“

„Ich sollte eigentlich schweigen, denn der Gegenstand ist einer Erörterung nicht werth.“

„Du scheinst bittere Erfahrungen gemacht zu haben, mein armer Freund! Ich erinnere mich, daß Dir der Umgang mit geistreichen, liebenswürdigen Frauen früher Bedürfniß war.“

„O ich hatte sie gern; aber gerade die geistreichen Frauen sind die gefährlichsten. Man muß sich vor ihnen hüten wie vor giftigen Schlangen. Der Teufel hat das schöne Geschlecht geschaffen. Es ist aus Lügen und Heucheleien zusammengesetzt.“

„Paul! fast möchte ich glauben —“

„Was?“ rief auffahrend der Oberst.

„Daß die fremde Dame zu denen gehört, die Dir eine so üble Meinung von den Frauen beigebracht haben.“

„Ganz recht, Freund! ich will es Dir nicht verhehlen.“

„Das ist traurig, sehr traurig!“ murmelte der Baron mit einem Seufzer.

„Das kurze Glück, das mir ihre Liebe einst gewährte, muß ich schmerzlich büßen.“

„Wie?“

„Du siehst ja, sie verfolgt mich.“

„Ich glaubte, ein Zufall habe gefügt . . .“

„Wenn das ist, so benützt sie den Zufall, um mich zu brandschatzen. Jetzt zeigt sie sich in ihrer ganzen Glorie; aber es gibt kein Mittel mich mürbe zu machen, mein Herz ist hart geworden wie Stein. Ebenso wenig werden mich Drohungen einschüchtern, denn ich fühle den Muth, den boshaftesten Angriffen zu widerstehen.“

„Wer ist die Dame?“ fragte fast schüchtern der Baron.

„Ich weiß nicht, ob Du ihre Familie kennst; sie ist ein Fräulein Sabine von Hoyer.“

Der Baron zuckte ein wenig zusammen.

„Sabine von Hoyer?“ murmelte er.

„Arm, blutarm; aber stolz bis zum Uebermuthe, bis zum Wahnsinn.“

„Vielleicht auf ihre Schönheit?“ fragte Andreas, indem er langsam den Weg fortsetzte, um seine Unruhe zu verbergen.

Der Oberst ging ihm zur Seite.

„Schön war sie, wie eine Juno, und scheint es noch zu sein,“ fuhr er fort. „Sie besitzt auch einen glänzenden Geist, der die Männer berauscht, daß sie vor ihr niedersinken; aber das Herz fehlt dieser Syrene, das Herz und das Gemüth. Sie weidet sich an den Qualen, die sie bereitet, und spottet der Klagen, die ihre Opfer ausstoßen. Da hast Du das sogenannte schöne Geschlecht. Sabine vereinigt in sich alle Tugenden und Laster desselben. Wir Männer sind Narren, daß wir uns gängeln lassen wie Kinder. Ich schäme mich, es Dir zu gestehen, daß ich Sabinens wegen aus dem Heere geschieden bin, daß ich ihretwegen eine Carriére aufgegeben, die mir die herrlichsten Aussichten bot. Und dafür täuschte und belog sie mich. Ja die Lüge ist eine Nothwendigkeit, die zu dem Leben der Frauen gehört. Ich glaube sie können eher ohne Luft existiren, als ohne Lügen. Diese weinte und lachte wenn

sie log — je nachdem es die Situation erforderte. Und es gab eine Zeit, in der ich jedes ihrer Worte für ein Orakel hielt. Diese Schlange scheint noch auf meine frühere Neigung zu bauen, scheint noch einmal das Netz auswerfen zu wollen, das mich einst gefangen. Aber sie wird mich mit Worten ausgerüstet finden, die ihren glänzenden Schild zertrümmern. Hast Du das Kind auf dem Strohlager gesehen? O, es ist zum Lachen!"

„Mir scheint," sagte ernst der Baron. „Sabine rechtfertigt Deine Ansichten von den Frauen. Wenn sie fähig ist, ihr Kind so zu vernachlässigen, daß es dem gräßlichsten Elende, dem Hunger anheimfällt, so ist die tiefste Verachtung die geringste Strafe, die sie treffen kann."

„Ja das Mädchen ist ihre Tochter!"

„Und Du?" fragte mit bebender Stimme der Baron.

„Andreas, wenn ich mein Ehrenwort als Offizier zum Pfande einsetze ..."

„Genug! Genug! Dein Ehrenwort genügt, um allen Verdacht von Dir abzuwälzen."

„Ich glaube es."

„Was enthält der Brief, den Du auf den Tisch fandest?"

„Gedulde Dich, Du sollst ihn lesen; er ist ein neuer Beitrag zur Kenntniß der Frauen. Sabine ist zu tief gesunken, als daß man ihr Mitleid zollen könnte."

„Armer Freund!“ flüsterte der Baron leise vor sich hin, und eine Thräne rollte über seine braunen Wangen. „Kaspar wird mir morgen Aufschluß geben. Endlich hellt sich das verhängnißvolle Dunkel meines Lebens.“

Beide gingen nun schweigend weiter. Der Oberst schritt voran auf dem schmalen Wege, der rechts und links von dichtem Unterholze begrenzt ward. Die Zweige der Gebüsche streiften die Gesichter der Jäger. Da ließ sich plötzlich ein Rascheln in dem Laube vernehmen.

„Was ist das?“ fragte der Oberst, indem er stehen blieb.

„Ohne Zweifel ein Reh!“

„Wir können nicht weit mehr von Elsborn sein.“

Der Baron sah sich um.

„Wo liegt Elsborn!“ murmelte er. Wir sind unbewußt von dem rechten Wege abgekommen. — Hier ist mein Donenstieg. Freund! wir sind eine Stunde von unserm Ziele entfernt.“

Ein derber Fluch entschlüpfte den Lippen des Obersten.

„Daran sind die Frauen schuld!“ fügte er hinzu.

Das Rascheln ließ sich von Neuem vernehmen; aber diesmal in weiterer Entfernung. Das Geräusch schien von den langsamen Schritten eines Menschen herzukommen.

„Man bestiehlt Deine Schlingen!“ flüsterte der Oberst.

„Die Krammetsvögel sind theuer dieses Jahr.“

„Statuire ein Exempel, Freund! und man wird Deine Forsten nicht mehr so frech bestehlen.“

Der Oberst suchte eine Gelegenheit, seinen Groll auszulassen. Er nahm sein Gewehr zur Hand, und schritt keck dem Orte zu, von wo man das Geräusch gehört hatte.

„Sei vorsichtig!“ flüsterte der Baron, der ihm folgte.

Nach zwölf bis fünfzehn Schritten blieben sie stehen. Einige Augenblicke war Alles ruhig. Dann hörte man das Geräusch ganz in der Nähe. Die dichten Waldbäume wehrten dem Mondenlichte, man konnte nur die Umrisse der Gebüsche unterscheiden, in denen die Bewegung des unbekannten Gegenstandes stattfand.

Die Jäger drangen einige Schritte vor. Das Rascheln ward stark und lebhaft, es schien sich ein Mensch schnell entfernen zu wollen.

„Halt!“ rief der Oberst mit starker Stimme.

Das Geräusch schwieg.

„Wer ist da?“ fragte der Baron.

Es erfolgte keine Antwort. Rings herrschte tiefe Stille in dem finstern Walde.

„Wer ist da?“ wiederholte der Oberst, indem er einige Schritte weiter ging. „Wer ist da?“

Jetzt unterschied man deutlich, daß Jemand zu entfliehen suchte.

„Ah," rief der Oberst, „ich dachte es mir. Steh, Bursch, oder ich gebe Feuer!"

Da krachte ein Schuß aus dem Dickicht hervor. Die Hagelkörner sausten den beiden Jägern um die Köpfe.

„Nicht übel!" brüllte der Oberst.

Zwei rasch hintereinanderfolgende Schüsse erschütterten die Luft — der Oberst hatte sein doppelläufiges Gewehr abgefeuert.

„Vorsicht! Vorsicht!" rief Paul von Melin. „Wir haben es mit einem gefährlichen Wilddiebe zu thun."

Er zog den Freund hinter den Stamm eines Baumes.

„Warten wir die Wirkung meiner Schüsse ab," fügte er hinzu. „Auch kann sich noch ein zweiter Schuft in der Nähe befinden. Hast Du geladen?"

„Ja!"

„Gib mir Dein Gewehr."

„Warum?"

„Du bist zu schwach, um auf einen Menschen anzuschlagen."

Der Baron wechselte sein Gewehr mit dem des Obersten; dann versuchte er, das empfangene zu laden. Ein lautes Schmerzensgestöhn, das aus dem nächsten Busche drang, hinderte ihn daran.

„Du hast wirklich den Menschen getroffen, Paul!"

„Wie er es verdient."

„Himmel, in meinem Reviere —! Eilen wir ihm zur Hilfe."

„Bleibe! die Wilddiebe sind Schurken. Der Kerl lockt uns in eine Schlinge. Ich kenne das, denn ich kämpfe heute nicht zum ersten Male mit Gegnern dieser Art."

Andreas zitterte am ganzen Körper, während er, an den Baum gelehnt, lauschte.

„Das ist das Röcheln des Todes!" flüsterte er.

„Wenn der Schurke getroffen hätte, läge einer von uns am Boden, wie er. Ich glaube, Du hast Mitleiden mit dem Verbrecher, mit dem Mörder, der auf uns geschossen hat. Weiche nicht von der Stelle, der Schuß kann die Genossen des Diebes herbeilocken."

Der Oberst blieb so kaltblütig, als ob er ein Wild erwartete; er hatte den Hahn gespannt und lauschte nach allen Seiten. Das Stöhnen ward immer lauter.

„Gertrud, meine arme Gertrud!" rief eine Stimme.

Der Baron zuckte heftig zusammen.

„Ich kenne diese Stimme!" flüsterte er.

„Wer wird sich meines armen Weibes erbarmen? Gertrud liegt krank."

„Ah," sagte der Oberst, „der Schuft spricht von einer kranken Frau. Vielleicht ist mir Dein braver Kaspar vor das Rohr gerathen."

„Zu Hilfe! zu Hilfe!“ röchelte der Verwundete, der verborgen im Gebüsche lag.

„Es ist Kaspar!“

„Ich sterbe! Ich sterbe!“

„Bleibe Andreas!“ sagte der Oberst, ihn zurückhaltend. „Der Teufel traue den Wilddieben; sie sind voll Tücke und Ränke wie die Weiber.“

Ein tiefer Schmerzenslaut entwand sich der Brust des Verwundeten. Nach einem kurzen Röcheln war Alles still. Einige Augenblicke später hörte man das Geräusch, als ob ein schwerer Körper zu Boden fiele.

„Kaspar!“ rief der Baron, „bist Du es? Antworte, ich werde Dir zu Hilfe kommen.“

Aber Kaspar gab keine Antwort. Noch zwei- oder dreimal wiederholte der Baron seinen Ruf vergebens. Dann wandte er sich ängstlich zu dem Obersten, der immer noch auf der Lauer stand.

„Wer gibt uns nun Aufschlüsse über das Kind?“

„O, mir gilt das gleich!“ murmelte Paul.

„Aber mir nicht. Ich muß wissen, wer ihm das Kind gebracht hat.“

Der bisher so verzagte Baron drang keck in das Gebüsch, das er mit dem Kolben seines Gewehres theilte. Als der Oberst zu ihm trat, lag er neben der Leiche eines Mannes auf den Knieen.

„Kaspar, Kaspar!“ rief er ängstlich und dringend, „ich verzeihe Dir den Frevel, den Du an Deinem

Herrn und Wohlthäter begangen — aber scheide nicht mit einem Geheimnisse aus der Welt, von dessen Enthüllung das Glück meines Lebens abhängt. Wer brachte Dir das Kind, das man Lisette nennt? Wer brachte es Dir? Deine Frau weiß Nichts davon — gib nur ein Zeichen, deute mir durch ein Wort an, wo ich Aufklärung erhalte. Kaspar!" — der Baron rüttelte den Wilddieb — „Kaspar! raffe Deine letzten Lebensgeister zusammen — er ist todt! Dein Blei, Paul! hat ihm für ewig den Mund geschlossen. O, daß ich mich so lange zurückhalten ließ! Mit ihm scharrt man ein wichtiges Geheimniß in die Grube."

Der Oberst hatte den Ausbrüchen der Verzweiflung seines Freundes erstaunt zugehört. Er stand wie vom Blitze getroffen und starrte die Gruppe der beiden Männer an.

„Was ist das? Was ist das?" zischte er durch seinen großen Bart.

Der Baron rüttelte nochmal den am Boden liegenden Kaspar; es war vergebens, der Tod hatte die Glieder des Unglücklichen erstarrt.

„Er lebt nicht mehr!" sagte leise und in einem tiefen Tone der Baron.

Dann erhob er sich.

„Paul!" rief er, „Paul! wo bist Du?"

„Hier bin ich!" antwortete dumpf der Oberst.

Seine Augen glüheten unter den starken, buschigen Brauen, und seine Hand hielt krampfhaft den Lauf

des Gewehres umspannt. Eine ungewöhnliche Bewegung schien das Blut durch seine Adern zu jagen. Die Dämmerung hinderte den Baron, den Zustand des Freundes zu bemerken.

„Das ist ein Unglück, Paul! — Du hast einen Menschen getödtet."

„Hältst Du das für ein Unglück?" fragte höhnend der Oberst.

„Es ist ein Menschenleben."

„Mag es ein Verbrechen sein, einen Menschen zu tödten, der die Büchse auf mich abfeuert — ich kenne ein Verbrechen, das noch größer ist, als das, einen unschuldigen Menschen zu morden — ich kenne eine Infamie, die alle Verbrechen übertrifft —"

„Was willst Du sagen?" unterbrach ihn auffahrend der Baron.

Paul von Melin reckte den Kopf hoch empor; seine Augen glüheten in der Dämmerung und seine Stimme bebte, als er mit voller Kraft rief:

„Das abscheulichste, das entehrendste Verbrechen begeht ein Edelmann, wenn er dem Freunde das Weib stiehlt, das dieser anbetet; wenn er kein Mittel unversucht läßt, seinen ehrlosen Zweck zu erreichen. Du hast Sabine mit Deinem Reichthume verblendet, Du hast sie dahin gebracht, daß sie den armen Paul von Melin verließ, Du hast sie bethört, und mich verleumdet."

„Paul! Paul!"

„Leugne es nicht, Du bist der Vater des Kindes, das Sabine der Frau des Holzhauers übergeben hat, um vor der Welt ihre Ehre zu retten.“

Der Baron wollte des Obersten Hand ergreifen.

„Berühre mich nicht!“ rief dieser zurückweichend.

Jetzt besiegte das Ehrgefühl den Schmerz des Barons; sein Zorn erwachte.

„Mensch, willst Du mich ehrlos machen?“ rief er.

„Ich habe die in Deiner Brust schlummernden Gefühle überrascht. Willst Du Dinge leugnen, die in meinen Augen Thatsachen sind? Jetzt wird mir Dein Benehmen in der Hütte klar; jetzt begreife ich die Angst, die Dich zu dem Verwundeten trieb, trotz der Gefahr eines zweiten, versteckten Angriffs. Du hast Sabine geliebt und liebst sie noch; Du weißt, daß sie Mutter ist, und zitterst vor dem Gedanken, daß sie Dir untreu geworden, wie sie es mir gewesen. Da ist die Auflösung des Räthsels. O, dieser Wilddieb trat uns zu gelegener Zeit entgegen; sein Tod hat mehr bewirkt, als er je im Leben hätte bewirken können.“

„Paul! ich verzeihe Dir die Beleidigung, die Du mir im Ausrufe des Zornes zufügst,“ sagte Andreas ruhig. „Ich verzeihe sie Dir, weil Deine Entrüstung eine gerechte ist, so lange Du meine Vertheidigung nicht gehört, denn ich erkenne, daß der Schein gegen mich ist. Aber ich fordere von Dir, daß Du mich hörst, ehe Du in Deinen Schlüssen weiter gehst.“

„Gut, ich will Dich hören!“ murmelte der Oberst, indem er sich mit dem Arme auf sein Gewehr stützte. „Was kannst Du mir zu Deiner Rechtfertigung sagen?“

„Antworte mir auf Dein Gewissen, Paul! Rede offen als Ehrenmann, wie ich jetzt zu Dir spreche.“

„Frage.“

„Hast Du Dein Verhältniß zu Sabine nicht geheim gehalten?“

„Ja.“

„Aus welchem Grunde? Nenne ihn mir, denn nur auf diesem Wege können wir uns verständigen. Wir sind allein, es hört uns Niemand . . .“

„Weil Sabine auf den Tod eines Oheims hoffte, der ein Feind meiner Familie war. Das große Vermögen dieses Mannes, das ihr entzogen würde, wenn er unser Verhältniß ahnte, sollte das Glück unserer Zukunft bilden.“

„Paul! Niemand hat darum gewußt, und Du nimmst an, daß ich es wissen soll? Ich lernte Sabinen kennen, nachdem Du zu einem andern Regimente versetzt warst. Sie kam meinen Bewerbungen entgegen, und versicherte, daß ich ihre erste Liebe sei.“

„O, die Schlange! Und doch unterhielt sie einen zärtlichen Briefwechsel mit mir.“

„Demnach sind wir Beide von ihr getäuscht.“

„Warum aber ist Dein Verhältniß geheim geblieben?“ fragte der Oberst, in dem sich neue Zweifel regten. „War der reiche Onkel auch Dir abhold?“

„Ich bedurfte seines Vermögens nicht.“

„Aber es mußte doch ein Grund vorhanden sein!“ rief ungeduldig der Oberst.

„Ja, es war ein Grund, ein sehr triftiger Grund vorhanden. Sabine liebte mich so innig, daß sie sich mir mit Leib und Seele hingab. Unser vertrauter Umgang blieb nicht ohne Folgen; sie mußte sich für einige Zeit aus der Welt zurückziehen, denn meine Vermögensverhältnisse waren nicht geordnet, und ich konnte an eine Heirath nicht denken. Ich schickte Sabine mit ihrer Mutter in das Bad M.. Um kein Aufsehen zu erregen, ließ ich sie, reichlich mit Gelde ausgerüstet, allein reisen. Bald zeigte sie mir an, daß sie der Welt eine Tochter geschenkt habe. Im Herbste kam sie reizender zurück, als sie früher gewesen — sie war die Mutter meines Kindes, und ich liebte sie mit einer schrankenlosen Leidenschaft. Kein Mensch ahnte, was vorgegangen war, und trotzdem mich von nun an die innigsten Bande an Sabine fesselten, so beschwor sie mich dennoch, meine Aufmerksamkeiten für sie geheim zu halten. Ich hatte keinen Grund, ihr dies zu verweigern, denn ich durfte mich ihrer unwandelbaren Treue gewiß halten, da ich Beweise ihrer aufrichtigsten Liebe hatte. Wenn ich sah, wie sich die junge Männerwelt um das schöne Weib bemühte, wie Alles ihr huldigte, wie man sie allgemein für eine unbeugsame Spröde hielt, die keinen der Bewerber ihrer würdig

fand, so ward ich mit einem Stolze erfüllt, der mich glücklich machte. Ich durfte mir ja sagen, daß ich der Bevorzugte dieser gepriesenen Schönheit sei, der selbst ein Fürst huldigte."

„Ein Fürst?" fragte der Oberst erstaunt.

„Der Fürst von K., der sie im Bade gesehen hatte. Er war ihr nachgereist, um ihr die glänzendsten Vorschläge zu machen. Sabine verheimlichte mir Nichts; sie betrachtete sich als meine Gattin, und ich liebte und ehrte sie als solche. Ich muß selbst bekennen, daß das Geheimnißvolle meiner Liebe den Reiz derselben erhöhete, ich war in gleichem Grade Liebhaber und Gatte. Um diese Zeit erhielt ich die freie Disposition über mein Vermögen. Es läßt sich denken, das es Sabinen an Nichts fehlte. In der Hoffnung auf die Erbschaft des Onkels, der seine reizende Nichte wie ein kostbares Kleinod bewachte, verschwendete ich die größten Summen an meine Gattin."

„Gab ihr denn der reiche Onkel Nichts?"

„Er hatte der Mutter eine kleine Leibrente zu zahlen, und schon diese war dem Geizhalse zu lästig. Du hast ihn vielleicht gekannt — es war der Herr von Elsborn, der frühere Besitzer meines Gutes."

„Erich von Elsborn; ich erinnere mich des alten Mannes. Er trug seinen Haß gegen unsere Familie, dessen Ursprung ich nicht kenne, offen zur Schau. Fahre fort, Andreas! fahre fort; aber fasse Dich kurz."

„Ich bin gleich zu Ende," sagte der Baron, indem er einen unruhigen Blick auf die Leiche warf, die in diesem Augenblicke hell von dem heraufgerückten Monde beschienen ward. „Der alte Erich, obgleich er sehr gebrechlich war, wollte zu unserem großen Verdruße diese Welt nicht verlassen. Je länger er lebte, je mehr schmolz mein Vermögen zusammen, und ich hatte doppelten Grund, auf seinen Tod zu warten. Sabine war meinetwegen besorgt, daß ihr die Erbschaft entzogen werden könne. Unter Zagen und Bangen verfloß die Zeit. Ich sorgte mit wahrhaft väterlicher Großmuth für die Mutter und ihr Kind, obgleich ich letzteres nie gesehen hatte, denn es befand sich bei einer Amme in M., wo es, wie Sabine versicherte, gut aufgehoben sei. Sie beschwor mich, ihrem Rufe durch eine Reise nach dem Badeorte nicht zu schaden, da man seit einiger Zeit anfing, ihrer Ehelosigkeit verschiedene Gründe beizulegen. Plötzlich bot der alte Onkel sein Gut Elsborn zum Verkaufe aus. Der alte Mann, der mich für reich hielt, forderte mich auf, meine Kapitalien in Grundstücken anzulegen, und Elsborn zu erwerben. Ich sprach mit Sabinen darüber, und sie rieth mir, die geforderte Summe zu beschaffen, da der Onkel ohne Zweifel seine Absichten habe, daß er gerade mich zum Ankaufe aufforderte. Also auch Sabine hielt mich für reicher als ich war. Die Eitelkeit und die Besorgniß, mein Glück zu verlieren, spornte mich, dem Wunsche meiner Braut

nachzukommen, zumal, da sie sich sehnte, Elsborn zu bewohnen, auf dem sie den größten Theil ihrer Kinderzeit verlebt hatte. Um andern Käufern zuvorzukommen, schloß ich mit dem alten Erich ab. Ich würde noch mehr gethan haben, wenn es Sabine verlangt hätte, denn meine Leidenschaft zu ihr wuchs mit jedem Tage. Mein Vermögen war dergestalt zusammengeschmolzen, daß es nicht den dritten Theil der Kaufsumme mehr repräsentirte. Ich hütete mich wohl, der Geliebten ein Wort davon zu sagen. In der Voraussetzung, daß meine künftige Gattin mir ein großes Vermögen zubringen würde, benützte ich meinen Kredit, lieh die nöthigen Summen auf Wechsel und verpfändete noch dazu, weil es die betreffenden Kapitalisten verlangten, das angekaufte Gut. So war ich nun Rittergutsbesitzer mit einer enormen Schuldenlast. Der Ertrag der Felder reichte kaum hin, um die Zinsen zu decken. Aber was kümmerte das mich? Ich rechnete ja auf Sabine und den reichen Onkel, der unmöglich noch lange leben konnte. Nun theilte ich meine Zeit zwischen Elsborn und der Stadt. Der alte Erich war mir gewogen, und schien es gern zu sehen, wenn ich mich in Gesellschaften seiner stolzen Nichte näherte. Ich suchte Sabinen zu bewegen, uns ihm offen zu entdecken. Sie weigerte es standhaft, indem sie vorschützte, daß sie den alten wunderlichen Mann besser kenne, und daß gerade jetzt die größte Diskretion nöthig sei, da sich die Angelegenheit einer

friedlichen Lösung nähere, denn der Onkel habe bereits von seinem Testamente gesprochen. Ich ließ diese Gründe nicht gelten, und stützte mich auf die Auszeichnung, die mir Erich von Elsborn zu Theil werden ließ. Sabine blieb beharrlich. Ihre Weigerung machte mich besorgt und ich sprach mein Mißtrauen aus. „Also das ist es!" flüsterte sie bestürzt. Ich gab ihr zu bedenken, daß keine triftigen Gründe mehr vorliegen und daß der Onkel mir, dem Rittergutsbesitzer, seine Einwilligung nicht versagen werde. Mit einem Worte, ich drang auf unsere öffentliche Verbindung und legte, wenn sie nicht erfolgte, Sabine allein die Schuld bei, indem ich ihre Gleichgiltigkeit gegen mich voraussetzte. „Andreas," sagte sie verletzt, „Du zwingst mich, Dir den wahren Grund zu nennen. Die Verhältnisse sind zu gebietherisch geworden, als daß ich ihnen meine Liebe zu Dir nicht unterordnen sollte, um Dein und mein Glück zu befördern." Nun sagte sie mir auf eine zarte Weise, daß der Onkel meine Schulden kenne und mich wegen meines Leichtsinnes bedauere. Dann warf sie sich an meine Brust, erinnerte mich an unser Kind, für das zu sorgen die heiligste Pflicht sei, und beschwor mich, die gute Meinung, die der alte Erich von ihr hege, nicht zu zerstören. Scheitere der Plan ohne ihr Verschulden, fügte sie hinzu, so habe sie sich, dem Kinde gegenüber, keine Vorwürfe zu machen, und werde mit mir vor den Altar treten, wie ich es wünsche. Diese Gründe beruhigten mich zwar, aber sie

beschämten mich auch. Ich beschloß zu warten. Blieb Sabinens Betragen gegen mich auch dasselbe, so nagte doch eine unbestimmte Besorgniß an meinem Herzen, die mich in jedem reichen Manne einen Nebenbuhler erblicken ließ, denn sie ward immer noch von Anbetern umschwärmt. Nach und nach erwachte auch die Eifersucht. Einst kam ich früher von Elsborn zurück, als sie mich erwartet hatte. Es war Abend und ich eilte in die Wohnung der Geliebten. Die Mutter empfing mich in dem Vorzimmer; es entging mir nicht, daß die alte Dame mehr als zerstreut, daß sie verwirrt war.

„Wo ist Sabine, gnädige Frau?“ fragte ich.

„Sie befindet sich unwohl und hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen,“ war die zögernd ertheilte Antwort.

„Haben Sie einen Arzt rufen lassen?“

„Nein, es wird vorübergehen.“

„Erlauben Sie mir, daß ich Sabinen sehe.“

„Sie wird zu Bett gegangen sein.“

„Melden Sie mich; mein Platz ist an ihrem Bette, wenn sie leidet.“

„Erwarten Sie mich, ich werde Sabinen vorbereiten.“

Die Alte entfernte sich zitternd, als sie meine Aufregung bemerkte, da stand ich nun in dem Vorzimmer der Geliebten, der ich mein Vermögen geopfert hatte. Meine Fantasie, von der Eifersucht unterstützt, malte

mir die wunderlichsten Dinge. Die wenigen Minuten, die ich warten mußte, wurden mir zur Höllenqual. Wie zerschmettert stand ich am Fenster, und sah hinaus in den vom Monde beleuchteten Hof. Ich hatte die glühende Stirn an die kalte Scheibe gelegt und fühlte das laute Klopfen meiner Pulse. Die Eifersucht raubte mir fast die Besinnung. Da sah ich einen Mann über den Hof dem Ausgangsthore zu eilen; er mußte die Hintertreppe herabgekommen sein, die ich früher so oft erstiegen hatte, wenn ich heimlich zu der Geliebten schlich, die mich in dem verschwiegenen Boudoir erwartete. Ich wollte das Fenster öffnen — meine zitternde Hand vermochte es nicht — ich stieß die Glasscheiben ein, daß sie klirrend auf das Pflaster fielen. Da blieb der Mann stehen und sah zu mir herauf."

„Ah, das ist der Onkel!" rief er in einem kreischenden Tone. „Viel Glück, Herr von Elsborn!"

„Dann stieß er ein durchdringendes Gelächter aus, und verschwand. Dieser beißende Hohn, den ich völlig begriff, gab mir die Fassung zurück."

„Ahnst Du, wer dieser Mann war?" fragte der Oberst.

„Ein Nebenbuhler."

„Ich war es, den man unter dem Vorwande entfernte, der reiche Onkel sei angekommen."

„Das hatte ich begriffen."

„Doch weiter, Andreas, weiter!"

„Die Alte kam mit lächelnden Mienen zurück."

„Weil die Luft rein war."

„Sie kündigte mir an, daß Sabine erfreut sei, mich zu empfangen . . ."

„Nicht übel!"

„Und daß ich sie in dem Wohnzimmer erwarten möge. Ich wollte mich entfernen, aber ein unerklärliches Gefühl hielt mich zurück. Mit übermenschlicher Kraft erhielt ich meine Fassung aufrecht. Das Lächeln auf den Lippen, aber die Verzweiflung im Herzen, trat ich in das Zimmer. Durch eine andere Thüre erschien Sabine — sie war in ihrer Abendtoilette so reizend, daß ihr Anblick mich fast entwaffnet hätte. Mit der Zärtlichkeit, die sie stets gegen mich gezeigt, bot sie mir die schwellenden Lippen zum Kuße. Ich konnte sie nicht berühren, das Blut erstarrte mir, als ich ihr unbefangenes Lächeln, ihre Ruhe sah. Das also war die Geliebte, die mein volles Vertrauen besaß. Das also war die Sabine, für deren Aufrichtigkeit ich mein Leben eingesetzt hätte. Vor fünf Minuten hatte sie einen betrogenen Liebhaber entlassen, und jetzt empfing sie den zweiten, um ihn abermals zu betrügen."

„Was ist Dir, Andreas?" fragte sie überrascht. „Bist Du krank?"

„Ich war es, mein Kind!"

„Du siehst so bleich aus, zitterst — —"

„O, ich bin genesen von einer schrecklichen Krankheit!"

„Du erschreckst mich!“

„Doch sprechen wir von Dir; ist Dein Unwohlsein vorüber?“

„Sabine gab der Mutter einen Wink, daß sie sich entfernen möge. Die Alte zog sich mit besorgten Blicken zurück, und ich blieb mit dem koketten Weibe allein, das ohne Zweifel auf die blendenden Reize bauete, um mich zu entwaffnen und zum Frieden zu zwingen. Aber ich war zu tief verletzt, als daß die lächelnde Syrene leichtes Spiel haben konnte. Wer hätte das von Sabine gedacht, von der Krone der Frauen unserer ganzen Stadt! Meine Aufregung riß mich zu sehr bittern Aeußerungen hin. Ich sprach meinen Verdacht unumwunden aus. Sabine leugnete nicht, aber sie wandte sich mit einer Hoheit und Würde ab, als ob sie es verschmähete, sich von diesem niedern Verdachte zu reinigen. Hatte ich meinen Nebenbuhler nicht gesehen? Hatte ihm der Groll nicht jene Worte erpreßt, die mir Aufklärung über den Zweck seines Besuchs und den Grund seines raschen Gehens gegeben? Wenn ich Alles bedachte, so mußte mir Sabine in einem traurigen Lichte erscheinen, obgleich sie schön wie ein Engel vor mir stand und große Thränen in ihren schwarzen Augenwimpern hingen.“

„Sie verdienen meine Liebe nicht!“ rief sie entrüstet. „Wer mich einer so schmählichen Handlung fähig hält, hat mich weder gekannt, noch geliebt.“

„Rechtfertigen Sie sich, Sabine, wenn Sie können. Wer war jener Mann?“

„Erwarten Sie keine Antwort auf diese Frage.“

„Ich habe ein Recht dazu!“

„Sabine schleuderte mir einen fürchterlichen Blick zu, wandte mir den Rücken, und verließ stolz das Zimmer. Ich hörte, daß sie die Thüre hinter sich verschloß, damit ich ihr nicht folgen konnte. Dieses Mittel, mir den Weg abzuschneiden, bedurfte es wahrlich nicht,“ fügte der Baron bitter hinzu; „das, was geschehen, genügte, um eine unüberschreitbare Kluft zwischen uns zu öffnen. Der arme Liebhaber war ihr Nichts mehr, er wurde bei Seite geschoben. Mein Schmerz war groß, aber mein Stolz war noch größer. Ich verließ die Stadt und zog mich nach Elsborn zurück. Jetzt lag mir Alles daran, das Gut zu erhalten. Mir war jedes Mittel recht, das zu diesem Ziele führte. Ich fiel aus den Händen des eines Wucherers in die des andern. O, wie viel schlaflose Nächte habe ich gehabt, wie viele traurige Tage habe ich verlebt. Mein Dasein war ein unausgesetzter Kampf mit widerwärtigen Verhältnissen; aber ich kämpfte muthig, um Sieger zu bleiben.“

„Und Sabine?“ fragte der Oberst.

„Sie kümmerte sich nicht um mich.“

„Ein boshaftes Weib!“

„Oft gab es Stunden, in denen ich sie für unschuldig hielt, und ich bereuete mein heftiges Auftreten;

aber wenn ich bedachte, daß ich wohl einer Rechtfertigung, einer Annäherung werth sei, wenn ich mich der Einzelnheiten ihres früheren Benehmens und nun ihrer fortgesetzten Hartnäckigkeit erinnerte, dann durfte ich nicht mehr zweifeln, daß ihr der Bruch mit mir willkommen gewesen und daß es meiner Ehre zuwider sei, eine Ausgleichung herbeizuführen. Und wer gab mir außerdem Bürgschaft dafür, daß ich Sie öffentlich meine Gattin nennen durfte, ohne der Lächerlichkeit anheimzufallen? Ich blieb auf Elsborn, bestellte mein Land und kämpfte mit den Gläubigern. Das war mein Leben bis zu dem heutigen Tage, an dem ich Sabine in der Holzhauerhütte wieder sah. Nun weißt Du Alles, Paul! entscheide, ob ich Dir ein treuloser Freund gewesen bin."

„Hier ist meine Hand, Andreas!"

Die beiden Freunde schüttelten sich schweigend die Hände. In diesem Augenblick ließ sich eine Stimme vernehmen, die rufend näher kam.

„Das ist Brock!" sagte der Baron.

Er gab ein Zeichen auf einer kleinen Jagdpfeife.

„Was beginnen wir mit diesem Wilddiebe?" fragte der Oberst.

„Brock mag für die Fortschaffung sorgen."

Die beiden Freunde betrachteten schweigend den Leichnam.

„Sabine war eine treulose Geliebte, eine Abenteuerin — sie ist auch eine schlechte Mutter, da sie ihr

Kind einem solchen Elende preisgibt!" murmelte entrüstet der Oberst.

„Und mein Kind, mein Kind!" fügte der Baron leise hinzu. „Wie oft habe ich das arme, in Lumpen gehüllte Geschöpf an der Mauer spielen gesehen, wie oft habe ich ihm eine Münze zugeworfen — konnte ich denn ahnen, daß es Sabinens Kind war? O, wie gern hätte ich diesen Mann gesprochen!"

„Zweifle nicht daran; Sabine ist die herzlose Mutter, die sich ihres Kindes entäußerte. Dieser Wilddieb, der das verlassene Wesen ernährte, steht in meinen Augen höher, als jenes Weib. Sorgen wir vereint für seine kranke Witwe."

„Und für das Kind!"

Jetzt kam Brock herbei; er erzählte, daß er die Schüsse gehört habe und in der Meinung, die Herren jagten, der Richtung des Schalls gefolgt sei. Zugleich kündigte er an, daß der Wagen auf dem Fahrwege halte.

„Da liegt ein Wild!" sagte der Oberst.

Brock schauderte zurück.

„Kaspar!" rief er entsetzt aus. „Der arme, unglückliche Mann!"

„Der arme Mann ist ein Wilddieb!" sagte der Oberst.

„Dann hat ihn nur die große Noth dazu getrieben," meinte Brock, der sich mit dem Todten beschäftigte.

„Ich würde ihm auch verziehen haben," sagte bewegt der Baron, „wenn er nicht auf uns geschossen hätte. Unsere Sicherheit erforderte die Maßregel, die mein Freund genommen hat. Schaffe den Körper zu dem Amtmann und sage, ich wolle morgen den Thatbestand zu Protokolle erklären. Der Oberst von Melin würde als Zeuge erscheinen."

Die beiden Jäger suchten und fanden den Jagdwagen, der in kurzer Entfernung auf dem Waldwege hielt. Sie ließen sich nach der Holzhauerhütte zurückfahren, um die kranke Frau auf den traurigen Fall vorzubereiten und sie wegen der Zukunft zu beruhigen. Thor und Thüre standen offen. In dem Stübchen brannte die kleine Lampe noch und die glänzenden Thaler lagen daneben. Der Baron richtete seinen ersten Blick nach dem Strohlager — es war leer.

„Wo ist das Kind?" fragte er.

Paul stand an dem Bette.

„Hier!" sagte er.

Eine rührende Gruppe zeigte sich den Blicken der beiden Freunde. Die todtbleiche Gertrud hielt den blonden Kopf des Kindes in ihrem Arme. Das laute und ruhige Athmen zeigte den festen Schlaf des kleinen Mädchens an; die Mutter lag starr und regungslos, ihre Augen waren weit geöffnet.

„Sie schlafen!" murmelte der Oberst.

„Das ist kein Schlaf," sagte der Baron, der mit der Lampe näher getreten war, um das Kind zu beobachten; „das ist der Tod — die Augen der armen Frau sind gebrochen und ihre Hände sind kalt wie Eis."

„Das junge Leben an dem Busen des Todes!"

Gertrud war wirklich todt; ein Schlagfluß hatte der schwachen, von der langen Krankheit aufgeriebenen Frau das Leben plötzlich geraubt, wahrscheinlich in Folge der kurz zuvor stattgehabten starken Gemüthsbewegung.

Man weckte das Kind, das sich nur mit Mühe dem Schlafe entwand.

„Mutter, Mutter!" rief Lisette erschreckt, „da sind die Männer wieder!"

Sie schmiegte sich der Todten an, als ob sie Schutz suchte.

„Komm, mein liebes Kind!" sagte mild der Baron, „ich will Dich mit mir nehmen, werde für Dich sorgen. Draußen steht mein Wagen. Du kennst mich ja und weißt, daß ich es gut mit Dir meine."

Das Kind begann bitterlich zu weinen; es schmiegte sich innig der Mutter an, als ob es dadurch seine Weigerung andeuten wollte. Plötzlich fuhr es zurück.

„Die Mutter ist kalt!" rief es aus.

Dann zog es die Decke herauf, um die kranke Mutter zu erwärmen. Lisette zeigte die Sorgfalt, die kleinen achtjährigen Mädchen eigen zu sein pflegt.

„Deine Mutter ist gestorben," sagte der Oberst gerührt.

Lisette sah mit ihren großen blauen Augen erstaunt den fremden Mann an, der diese Worte sprach. Dann richtete sie ihre Blicke auf die starren Züge der todten Frau.

„Wo ist denn der Vater?" fragte traurig das Kind. „Er bleibt heute so lange aus."

Dann wich es ängstlich von dem Körper Gertruds zurück. Der Oberst hob es aus dem Bette. Da stand das arme Kind, nur mit einem zerlumpten Hemde bekleidet. Das blonde Haar hing wirr über die nackten Schultern herab, welche die Sonne braun gebrannt hatte. Die kleinen Füße waren mit Schmutz bedeckt. Man sah, daß dem Kinde seit lange die mütterliche Sorgfalt und Pflege fehlte; es befand sich im Zustande völliger Vernachlässigung. Der Oberst deutete bitter lächelnd nach den wenigen Thalern, die auf dem Tische lagen.

„Sabine! Sabine!" murmelte der Baron, indem er das Haupt schüttelte. Dann legte er die Hand auf den blonden Kopf des Kindes und sagte: „Ich werde für Dich sorgen!"

Lisette wußte nicht, was sie beginnen sollte; sie sah bald die Männer, bald die todte Mutter an.

„Wo sind Deine Kleider?" fragte Andreas.

Das Mädchen holte einen zerlumpten Rock von dem Strohlager und bekleidete sich damit.

„Nun will ich Feuer anmachen, der Vater muß bald kommen — Mutter hat es gesagt!“ rief Lisette, als ob sie sich eines Befehls erinnerte. „Er wollte Brot und Fleisch mitbringen.“

Der Oberst murmelte den Namen Sabine und stieß eine Verwünschung aus; sein Herz war empört über die gewissenlose Mutter. Des Barons hatte sich eine weiche Stimmung bemächtigt; er suchte das Kind durch liebreiche Worte zu überreden, ihm 'zu folgen. Nachdem er sich noch einmal überzeugt hatte, daß Gertrud wirklich todt war, nahm er das weinende Kind auf den Arm, trug es hinaus, wickelte es in die Pferdedecke, die er sich von dem Kutscher geben ließ, und setzte es neben sich in den Fond des Wagens. Der Oberst hatte während dieser Zeit die Thüre des Häuschens geschlossen. Dan stieg auch er ein, und der Wagen fuhr rasch davon. Lisette war so erschöpft von dem Fasten und dem Weinen, daß sie bald einschlief; sie lag mit dem Kopfe auf den Knien des Barons, der Vergleiche zwischen der glücklichen Vergangenheit und der traurigen, erschrecklichen Gegenwart anstellte. Er hatte Sabinen zu innig geliebt, um nicht von dem, was er diesen Abend erfahren, heftig erschüttert zu sein. Daß es einen weiblichen Charakter wie den Sabinens geben konnte, hatte er für unmöglich gehalten. Er pries sich glücklich, einer ehelichen Verbindung mit ihr entgangen zu sein. Der Oberst hing schweigend seinen

Gedanken nach; mitunter murmelte er einige unverständliche Worte in den Bart und schlug sich mit der flachen Hand an die Stirne, wie ein Mensch, der sich eine große Thorheit zum Vorwurfe macht.

Nach einer Viertelstunde fuhr der Wagen in das Thor von Elsborn. Das Kind war auf den Knien des Barons fest eingeschlafen; man übergab es der alten Wirthschafterin mit dem Bemerken, daß es sorglich gepflegt werden und von diesem Augenblicke an in dem Hause bleiben solle.

„Das ist ja Kaspars Lisette!" rief die Alte verwundert aus, als sie das blühende Gesicht des kleinen Mädchens in der Decke erblickte. „Sie thun ein Werk der Barmherzigkeit, gnädiger Herr! denn das arme Wesen wäre in dem Hause am Walde verkümmert. Sehen Sie nur das reizende Gesicht, die feinen Lippen, die weißen Zähne und das schöne blonde Haar. Man sollte wahrlich glauben, es sei nicht das Kind eines Holzhauers. Ach Gott! ich habe Lisette bedauert, so oft ich sie gesehen. Sie kommt wirklich nackt und bloß in unser Haus. Es ist kein Wunder, die Mutter liegt schon lange krank, und der Vater ..."

„Ist ein gefährlicher Wilddieb!" unterbrach die Redselige der Baron. „Bringe Sie das Kind zu Bett und schaffe Sie morgen gute Kleider."

Die Jäger vollendeten rasch ihr Nachtessen; die Erlebnisse des Abends hatten ihnen den Appetit geraubt.

Brock erschien und zeigte an, daß der erschossene Wilddieb im Spritzenhause untergebracht sei und daß morgen Früh acht Uhr ein Aktuar ein visum repertum aufnehmen wolle.

„Brock!" flüsterte der Baron beim Hinausgehen.

„Gnädiger Herr?"

„Du wirst morgen Früh um fünf Uhr, wenn es noch dämmerig ist, nach Kaspars Hütte gehen und Nachsuchung halten. Alle Papiere, die Du findest, bringst Du mir."

„Gut, Herr Baron!"

„Brock! warte noch."

Der Baron überlegte einen Augenblick, dann fügte er hinzu:

„Die Papiere, die Dir in die Hände fallen sollten, wirst Du mir allein übergeben. Merke Dir! mir allein."

Brock versprach, den Befehl genau zu befolgen.

„Andreas!" sagte der Oberst, „wir haben heute eine wichtige Entdeckung gemacht. Du also warst der Glückliche, der mir bei der schönen Sabine den Rang ablief."

„Hätte ich Dein Verhältniß geahnt, Paul . . ."

„Entschuldige Dich nicht, Freund! jetzt durchschaue ich den Plan des bösen Weibes. Man hielt Dich für reich, und mich für arm. Nicht die Person, sondern das Vermögen gab den Ausschlag. Sabinen lag mehr an einer glänzenden, als an einer glücklichen Ehe. Nun,

das ist ja jetzt das Prinzip aller armen Fräulein, die einen langen Stammbaum und ein wenig Schönheit aufzeigen können. Mit diesen Vorzügen, wenn es nämlich Vorzüge sind, spekuliren sie, wie der Geschäftsmann mit seinen Aktien. Die Kurse werden durch erlaubte und durch unerlaubte Mittel in die Höhe getrieben. Du hast verloren an der Börse, und Sabine hat gewonnen. Was wundern wir uns? Schade, daß ich das Weib jetzt nicht sprechen kann, und wäre es auch nur, um zu erfahren, wie sie ihre Ränke zu bemänteln sucht. Armer Freund! wärst Du wenigstens glücklich geworden, so hätte doch der ganze Handel einen guten Zweck gehabt."

„Es sollte nicht sein!" murmelte der Baron. „Ich bin Fatalist, und glaube, daß es so gut ist. Wenn ich nur mein Geld nicht so rückhaltlos verschwendet hätte!"

„Gut, Andreas! daß Du auf die Geldfrage zurückkommst."

„Warum?"

„Du hast Unglück, ich habe Glück gehabt. Du hast Dein Vermögen verloren, ich habe eines geerbt — ich kann wohl sagen, mir sind hundertfünzigtausend Thaler in die Tasche geregnet. Ein entfernter Großonkel, den ich nie gesehen habe, war so freundlich, mich in seinem Testamente zu bedenken. Ah, wenn es Sabine gewußt hätte!" rief der Oberst lachend aus. „Element, sie muß es jetzt wissen — da fällt mir ihr Brief ein. Nimm und lies."

Paul gab dem Freunde das Papier. Dieser las:

„Herr Oberst!

„Sie sind Ihrem Freunde Andreas von Sydow, unter dessen Dache Sie jetzt wohnen, Dank schuldig. Ich erwähne die Veranlassung dazu nicht; aber wenn Sie sich gedrungen fühlen, wie ich nicht bezweifeln darf, diesen Dank zu bethätigen, so unterstützen Sie den Mann, der Ihnen gegenwärtige Zeilen bringt, mit hundert oder mehr Thalern, die er in meinem Interesse zu verwenden hat. Weigern Sie sich, meine Bitte zu erfüllen, so muß ich annehmen, daß Sie stets ein Heuchler waren.

Sabine."

„Das sind räthselhafte Zeilen!" rief der Baron. „Wie deutest Du sie?"

„Sie bleiben mir ein Räthsel, wie Sabine selbst."

„Und was würdest Du gethan haben, wenn der Bauer bei Dir erschienen wäre?"

„O, das weiß ich nicht, mein lieber Freund! aber was ich jetzt thun werde, weiß ich. Andreas! aus Deinen Mittheilungen, die Du mir, um Dich zu rechtfertigen, gemacht, muß ich den Schluß ziehen, daß Deine Lage nicht die glänzendste ist. Sei offen, Freund! und sprich zu dem Freunde, der in einer Beziehung glücklicher gewesen ist, als Du. Wie steht es mit Deinen Schulden?"

„Sie sind noch alle vorhanden, Paul! Es hat mir Mühe gemacht, die hohen Zinsen zu bezahlen. Ein Kapital ist mir gekündigt —“

„Wie hoch beläuft sich dieses Kapital?“

„Auf dreißigtausend Thaler. Ich suche seit drei Wochen . . .“

„Suche weiter nicht, Du hast es gefunden.“

„Wo?“

„Bei mir, Andreas! Ich leihe Dir dreißigtausend Thaler.“

„Freund in der Noth!“ rief gerührt der Baron. „Dich hat ein Gott nach Elsborn geführt.“

„So scheint es, und wie Du, bin auch ich mit meiner Reise zufrieden. Ich zahle also die nöthige Summe.“

„Unter welchen Bedingungen?“

„Du wirst sie morgen erfahren. Nun erlaube, daß ich zu Bett gehe, der Schlaf streckt seine Riesenarme nach mir aus.“

Am folgenden Morgen saßen die Freunde beim Kaffee. Als die Wirthschafterin erschien, fragte der Baron:

„Wie geht es Lisetten?“

„Gut, gnädiger Herr! Ach, das ist ein reizendes Kind! Nach dem Bade sieht es wie ein Engel aus. Diesen Mittag wird das neue Kleid vollendet sein, das ich fertigen lasse, dann führe ich Ihnen das Mädchen

zu. Die Bequemlichkeiten, deren es sich bei uns erfreut, tragen viel dazu bei, die Eltern vergessen zu machen."

Die frohe Alte erfernte sich mit der Versicherung, daß Lisette die sorgende Hand der Mutter nicht entbehren solle.

„Das wird nicht schwer sein," murmelte der Oberst, „denn die Mutter ist ein Ungeheuer. Ich hasse jetzt das Weib eben so glühend, als ich es früher unbegreiflicherweise liebte. Mit welcher Frechheit nähert sich Sabine mir wieder. Sie ist ohne Zweifel eine vollendete Abenteuerin, die weder Scham, noch Gefühl für Sitte und Anstand besitzt. Andreas! ich wollte Dir diesen Morgen die Bedingungen mittheilen, unter denen ich Dir dreißigtausend Thaler leihe."

„Nenne sie mir, und kann ich sie erfüllen, so sei gewiß ..."

„Du kannst es, wenn Du willst. Ich stelle sie nicht zu hoch, denn die Rache, die ich durch diesen Freundschaftsdienst an unserer gemeinschaftlichen Geliebten nehme, schlage ich dabei mit an. Von den Zinsen ist, wie sich von selbst versteht, keine Rede, denn ich bin kein Wucherer."

„Aber Du mußt doch Dein Kapital verwerthen, Paul!" warf erstaunt der Baron ein.

„Mir bleibt genug, um ein anständiges Junggesellenleben zu führen. Schweigen wir von diesem Punkte, der nur mich allein angeht. Nun höre mich an: Sa-

bine scheint sich in mißlichen Verhältnissen zu befinden, da sie die Alimente für ihr Kind auf mich anweist. Es gibt keine größere Strafe für einen Spekulanten, als das Bewußtsein, bei der Einleitung eines Unternehmens einen dummen Streich begangen zu haben. Sabine muß begreifen, daß sie jetzt die geachtete Frau eines gut situirten Rittergutsbesitzers sein könnte, wenn sie früher nicht so leichtsinnig und schlecht gewesen wäre. Daß sie Dich mehr geliebt hat, als mich — nun, davon hast Du den Beweis im Hause. Ich räche mich also durch Dich, und Du wirst mir beistehen."

„Erkläre Dich, Paul!"

„Die erste Bedingung, die ich Dir stelle, ist: Du kümmerst Dich nie wieder um Sabine, und hilfst ihr nicht mit einem Thaler, auch wenn sie vor Dir auf den Knien läge und darum bäte."

„Sie wird mir gewiß nicht kommen."

„Und wenn sie käme?"

„So erfülle ich Deine erste Bedingung. Ich nehme keine Rücksicht auf das undankbare Geschöpf; ich habe ihr genug geopfert, — soll ich ihr jetzt ein neues Opfer bringen?"

„Wohlgesprochen, Andreas! Jeder ist sich selbst der Nächste."

„Nenne die zweite Bedingung, Paul!"

„Das Kind Sabinens bleibt in Deinem Hause."

„Gewiß, gewiß, ich werde es gut erziehen lassen."

„Wenn nun Sabine es zurückfordert?“

Der Baron sah den Freund erstaunt an.

„Die herzlose Mutter kommt nicht auf den Gedanken,“ meinte er.

„Zugestanden; aber träte dieser Fall ein, so wirst Du sie eben so kalt abweisen, ebenso herzlos verfahren, als sie einst mit Dir verfahren ist. Ich hoffe es wird Dir dies nicht schwer werden. Da Sabinen die Beweise fehlen, daß sie die Mutter Lisettens ist, und da alle Welt glaubt, das Kind sei die Tochter Kaspars, so hängt es nur von Deinem guten Herzen ab, der an Dich ergangenen Bitte zu entsprechen, rechtliche Ansprüche sind nicht zu erheben. Ich verlange Dein Ehrenwort, Andreas! daß Du der bösen Sabine Herz, Thor und Thüre verschließest. Und wenn Du bedenkst, daß sie mit dem Kinde, das reizend sein soll, wie die Haushälterin sagt, ebenfalls eine Spekulation unternehmen könnte, so ist es auch Deine Pflicht, Lisetten vor den Einflüssen der Mutter zu bewahren. Wer kann wissen, in welcher Absicht sie in die Nähe von Elsborn gekommen ist.“

Dem Baron leuchteten diese Gründe ein, und da auch er einen Anflug von Rachegefühl nicht unterdrücken konnte, so rief er aus:

„Deine Bedingungen kann ich leicht erfüllen, Paul! denn es sind Bedingungen, die ich mir selbst stellen muß.“

„Bravo! Dein Ehrenwort, Andreas!“

„Hier ist es.“

Beide reichten sich die Hand.

„Du erhältst von mir dreißigtausend Thaler, die Du zur Abstoßung der dringendsten Schulden verwenden kannst. Du wirst der Besitzer von Elsborn bleiben, damit Sabine sich zu Tode ärgert.“

Dem Baron war durch dieses Erbieten ein schwerer Stein vom Herzen genommen, und er pries laut die aufrichtige Freundschaft des Jugendgenossen.

„Paul!“ sagte er gerührt, „ich halte es für meine Pflicht, Dir eine Mittheilung zu machen, ehe wir das Geschäft abschließen.“

„Theile mit, Andreas! theile mit.“

„Meine Lage ist wirklich eine trübselige.“

„So. Auch mit meinen dreißigtausend Thalern?“

„Ja und nein.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Um es Dir begreiflich zu machen, müßte ich Dich mit den Beziehungen zu meinem Bruder Emil bekannt machen.“

„Ah, Deine Familienangelegenheiten kümmern mich nicht, Freund! Die Gefälligkeit die ich Dir leiste, gibt mir kein Recht . . .“

„Aber sie legt mir Verpflichtungen auf. Ich muß Dir das Kapital sicher stellen.“

„Hm!“ murmelte der Oberst. „Könnte es bei Dir je gefährdet werden?“

„Durch meine Schuld nicht. Es gibt aber Zufälligkeiten . . .“

„Andreas, ich denke, Du gibst mir eine Schuldverschreibung über dreißigtausend Thaler; mir steht eine halbjährige Kündigung frei. Ist diese Frist verstrichen, so zahlst Du mir nach Wechselrecht die Summe zurück.“

„Und wenn ich nun sterbe?“ fragte der Baron.

„Ah bah, denke nicht an den Tod.“

„Oder wenn andere Wechselgläubiger auf mich einstürmen . . .“

„Du hast noch Wechselschulden?“

„Leider.“

„Tilge sie.“

„Paul! ich verdiente Deine Freundschaft nicht, wollte ich leichtsinnig Dein Kapital aufs Spiel setzen.“

„Es ist die Hälfte meines Vermögens.“

„Um so mehr erachte ich es für Pflicht, Dich sicher zu stellen.“

„Wie?“ fragte der Oberst.

„Ich verpfände Dir bis zu der Höhe der Schuld mein Gut. Nun mag geschehen, was da will, ich habe meiner Freundschaft gegen Dich Rechnung getragen. Du erhältst einen Wechsel und die Bürgschaft.“

Man sieht, daß der Baron ein offener, ehrlicher Mann war. Er glaubte zugleich, durch dieses Erbieten seine Aufrichtigkeit an den Tag zu legen und den leisesten Zweifel zu beseitigen, den der Jugendfreund in

Bezug auf sein Verhältniß zu Sabinen vielleicht noch hegen könnte.

„Gut," sagte der Oberst; „nicht aus Mißtrauen, sondern weil Du es wünschest, nehme ich die mir gebotene Garantie an."

Die Anleihe ward abgeschlossen, der Baron erhielt eine Anweisung auf ein Bankhaus in Frankfurt und der Oberst die Schuldverschreibung in der verabredeten Form. Dieses letztere Dokument ward von dem Gerichtsamte rekognoscirt.

Auf diese Weise entstand das Schuldverhältniß des Barons, Andreas von Sydow zu dem Obersten Paul von Melin.

Nach dem Frühstücke wurden die nöthigen Anzeigen bezüglich Kaspars und seiner Frau gemacht. Der Gerichtsaktuar, der in einem benachbarten Dorfe wohnte, besorgte das Weitere.

Erst gegen Mittag kam Brock von der Holzhauerhütte zurück. Er suchte seinen Herrn allein zu sprechen.

„Nun, Brock?" fragte der Baron. „Du bist sehr lange ausgeblieben."

„Verzeihung, gnädiger Herr! ich war zurückgehalten."

„Was hielt Dich zurück?"

„Eine Dame."

Der Baron unterdrückte eine freudige Ueberraschung. Dann ging er mit dem Diener in ein Neben=

zimmer, und schloß die Thüre hinter sich, um vor dem Obersten sicher zu sein.

Der Baron gedachte noch mit einer schmerzlichen Freude jener Zeit, in der ihn die Liebe der schönen Sabine so hoch beglückt hatte; er fühlte selbst einen Anflug von Stolz über die Bevorzugung, deren er sich bei der gefeierten Schönheit zu erfreuen gehabt. Daß Sabine ihren Brief an den Obersten gerichtet, hatte ihn ein wenig verletzt. Nichts war ihm willkommener als eine Aufklärung über diesen Punkt, und Brock konnte sie ihm vielleicht geben.

„Was Du mir jetzt mittheilst, wirst Du jedem Andern, selbst dem Obersten, verschweigen,“ begann er. „Erzähle, erzähle!“

Der erschöpfte Brock bat um die Erlaubniß, sich zu setzen. Der Baron schob ihm hastig einen Stuhl hin.

„Als ich ankam,“ erzählte Brock, war die Thüre des Häuschens geöffnet. Ich ging über den Vorplatz in das Stübchen. Da trat mir eine Dame mit allen Zeichen des Schreckens entgegen; sie zitterte und ihre Augen glüheten.“

„Wo ist Kaspar?“ fragte sie, indem sie mir den Weg vertrat.

„Kaspar ist todt!“

„Du lügst!“ schrie die Dame.

„Der Oberst von Melin hat ihn erschossen.“

„Großer Gott! Aus welchem Grunde?“

„Weil Kaspar ein Wilddieb war, und zwar ein sehr gefährlicher.“

„Und der Oberst ist sein Mörder?“

„Ich gab der Dame in wenig Worten Aufklärung. Mein Bericht schien sie beruhigt zu haben; sie fragte mich, wer ich sei, und ich sagte es ihr offen. Dann sah sie nach dem Bette der todten Gertrud hinüber, faltete die Hände, und flüsterte:

„So sind sie nun Beide todt! Das ist kein Zufall, das ist Verhängniß!“

„Die nun folgenden Worte konnte ich nicht verstehen; aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte daß sie im Zorne gesprochen wurden. Nun begann die Dame in dem Wandschranke zu suchen, dessen Thüre angelehnt war. Es mußte ihr sehr viel daran liegen einen Gegenstand zu finden, denn sie verschonte keinen Winkel. Nachdem sie sich fruchtlos abgemüht, durchsuchte sie das Zimmer, und endlich auch das Bett der Todten.“

„Nichts, nichts!“ rief sie aufgebracht. „O, daß ich gestern Abend so feig war!“

„Madame!“ sagte ich, „man hat mir die Besorgung dieser Leiche übertragen.“

„Wer, wer?“ fragte sie auffahrend.

„Mein gnädiger Herr.“

„Wer ist Dein Herr?“

„Der Herr Baron von Sydow.“

„Ich dachte es mir. Also auch er hat hier die Hand im Spiele. Was soll nun zunächst geschehen?“

„Die Leichenfrau des Kirchspiels muß gleich kommen; wenn diese ihr Geschäft vollbracht hat, wird die Todte in das Leichenhaus des Dorfkirchhofs gebracht.“

„Und wo ist das Kind der Verstorbenen?“

„Lisette befindet sich auf Elsborn; der Herr Baron wird sich des verwaisten Mädchens annehmen.“

„Hat er das gesagt?“ fragte rasch die Dame.

„Ja, Madame!“

„Dann bin ich ruhig.“

„In diesem Augenblicke kam die Leichenfrau; der alte Todtengräber folgte mit dem Sarge, den ich bestellt hatte.“

„Während diese Beiden ihr trauriges Geschäft vollbrachten, trat ich mit der Dame in den Hof.“

„Mein Freund!“ sagte sie, „Du kannst mir einen Dienst leisten, den ich Dir gut bezahlen werde. Hast Du Lust dazu?“

„Es kommt auf den Dienst an, Madame!“

„Du weißt ohne Zweifel, wo sich die Leiche Kaspars befindet?“

„Ja.“

„Gehe, und durchsuche die Kleider desselben. Findest und bringst Du mir ein kleines schwarzes Taschenbuch, so erhältst Du von mir fünf Louisd'or. Ich erwarte Dich in der Moorschenke, die Du ohne Zweifel kennst.“

„Madame!“ antwortete ich ihr, „wäre es nicht besser, wenn Sie sich an den Gerichtsaktuar wendeten, dem der Geschossene bereits übergeben ist?“

„Nein, nein; ich erwarte Dich, und bin bereit, den Lohn zu verdoppeln, wenn er Dir nicht groß genug erscheint.“

„Ich erinnerte mich, daß Sie, Herr Baron! mir Auftrag gegeben, Ihnen die Papiere zu bringen, die ich etwa vorfinden sollte. Um die Dame an weiteren Unternehmungen zu verhindern, versprach ich, ihr den Dienst zu leisten.“

„Und Du hast ihn geleistet?“ fragte rasch der Baron.

„Nein, gnädiger Herr!“ antwortete Brock. „Ich ging zwar in das Spritzenhaus, durchsuchte die Kleider Kaspars, und fand in seiner Brusttasche das schwarze Buch, aber ich habe es . . .“

„Wo ist das Buch?“

„Hier, Herr Baron!“

Brock überreichte ein kleines schwarzes Buch, das mit einem weißen Bande umwickelt war. Der Baron ergriff es mit zitternder Hand, sah es einige Augenblicke bewegt an, und schob es dann in seine Tasche.

„Was ward nun aus der Dame?“ fragte er.

„Sie schlug den Weg nach dem Walde ein, hinter dem die Moorschenke liegt, und wird mich wahrscheinlich erwarten. Jetzt hat der gnädige Herr zu befehlen, ob ich gehen, und was ich der Dame sagen soll.“

Der Baron entließ Brock mit der bestimmten Weisung, die ganze Angelegenheit streng geheim zu halten und seiner weitern Befehle im Schlosse zu warten. Kaum hatte sich der Diener entfernt, als der Schloßherr das Taschenbuch öffnete, das man bei dem todten Kaspar vorgefunden. Es enthielt ein Dokument, in dem Sabine sich verpflichtete, für das junge Mädchen, das sie dem Kaspar zur Erziehung übergeben, jährlich fünfzig Thaler Alimente zu zahlen. Sollte die Zahlung nicht erfolgen, so könne Kaspar unter der Bedingung die kleine Lisette als sein eigenes Kind betrachten, daß er nie, selbst seiner Frau, verriethe, wer es gebracht habe. Das zweite Papier, daß sich in der Brieftasche befand, war ein versiegelter Brief mit der Adresse: „Dem Herrn Baron Andreas von Sydow." Beide Papiere waren beschmutzt, wie die Tasche selbst. Der Baron erbrach hastig das Kouvert. Er verschlang die Zeilen, die von Sabinens ihm wohlbekannter Hand geschrieben waren. In hastiger Erregung zog er die Glocke. Brock trat ein.

„Mein Pferd!" befahl der Baron. „In zehn Minuten muß es gesattelt vor der Thüre stehen."

Dann ging er zu dem Obersten, den er in dem Parke antraf. Der Freund unterhielt sich mit der kleinen Lisette, die man, so gut es in der Eile geschehen konnte, herausgeputzt hatte. Die Aehnlichkeit des Kindes mit Sabinen war nicht zu verkennen, jetzt, da ihr blon=

des Haar geflochten und ihr Gesicht rein gewaschen war. Lisette, die den Baron kannte, sah ihn gutmüthig lächelnd an. Der Baron aber achtete kaum auf sie.

„Paul!“ sagte er, „ich muß Dich auf eine Stunde verlassen.“

„Lege Dir keinen Zwang an, Freund!“

„Bei Tische sehen wir uns wieder. Vergiß nicht, daß Dir in meinem Hause Alles zu Gebote steht. Unterhalte Dich, so gut Du kannst.“

„Kümmere Dich nicht um mich, Andreas!“

Die beiden Freunde trennten sich, nachdem sie sich einander herzlich die Hände gedrückt. Der Oberst blieb, seine kurze Jagdpfeife rauchend, im Garten. Wir begleiten den Baron, der sein Pferd bestieg, und im raschen Trabe dem Walde zuritt, nachdem er langsam den Schloßhof verlassen hatte. Der Weg führte ihn an der Holzhauerhütte, wie man Kaspars Häuschen zu nennen pflegte, vorbei. In dem Augenblicke, als er ankam, erschien ein Mann mit einem Schiebkarren in der Thüre der Umzäunung; auf dem Karren stand ein langer, aus rohen Bretern locker zusammengefügter Kasten. Der Reiter war nicht in Zweifel über den Inhalt dieses Sarges — er wußte, das man die irdischen Reste der armen Gertrud nach dem Leichenhause des benachbarten Dorfkirchhofes schaffte. Ach, und kein Mensch folgte der Geschiedenen zu ihrer letzten Ruhestätte.

Der Todtengräber, der die traurige Last fuhr, grüßte den Gutsherrn. Beide verfolgten einige Minuten denselben Weg.

„Was habt Ihr da, Freund?" fragte der Baron, der gern wissen mochte, ob Sabine nicht wieder in der Hütte gewesen sei, und deshalb ein Gespräch anknüpfen wollte.

„Kaspars Weib!" war die Antwort.

„Ihr ist wohl; sie hat viel gelitten!"

„Das denke ich auch. Da sie doch einmal nicht wieder gesund werden konnte, wie ich schon vor drei Jahren gesagt, so ist es besser, daß sie von ihren Leiden befreiet ist. Der arme Kaspar ist Zeit seines Lebens arg geplagt gewesen; ihm fehlte der Verdienst, und dabei hatte er eine stets kranke Frau. Da muß ein Mann zurückkommen, und wenn er die Rechtschaffenheit selbst ist."

„Kaspar war in der letzten Zeit Wilddieb."

„Das müssen Sie ihm nicht so übel nehmen, gnädiger Herr!"

„O, Alter!"

„Ja, wahrlich. Wozu treibt einen Menschen nicht die Noth. Denken Sie sich: die ganze Familie hungert, und draußen sieht man die Rehe, die das Bischen Kraut im Garten abfressen — da ist die Verlockung so leicht, die Flinte zu nehmen und das Wild niederzuschießen, um einmal ein Stückchen Fleisch auf den

Tisch zu bekommen. Ich kann mir das denken. Uebrigens weis man ja nicht genau, ob Kaspar wirklich gewilddiebt hat. Wenn dies wäre, er würde wahrlich nicht so jämmerlich mit seinem Weibe und seinem Kinde gelebt haben. Ein Wilddieb, der sein Handwerk versteht, erwirbt sich ein schönes Stück Geld. Der arme Kaspar hat nicht eine Brotkrume im Hause gehabt, und ich wette, daß seine Frau mehr vor Hunger gestorben ist, als weil sie krank war."

„Aber Ihr sagtet doch, daß Ihr den Tod Gertruds schon vor drei Jahren prophezeiht hättet."

„Jawohl, gnädiger Herr! Gertrud litt an einer unheilbaren Krankheit; aber wenn sie eine angemessene Pflege gehabt hätte, so würde man ihr Leben verlängern haben können. Ueber diesen Punkt habe ich mit Kaspar oft gesprochen; er hat gewußt, was seiner Frau nöthig ist, aber er hat es ihr nicht verschafft, weil er nicht zum Spitzbuben werden wollte. Ich bleibe dabei, Kaspar hat weder einen Hasen noch ein Reh geschossen."

Dem Baron leuchteten diese Gründe ein. „Wie aber," fragte er sich, „kommt der Holzhauer mit dem Gewehre Abends in den Wald? Warum schoß er zuerst auf uns, als wir ihn anredeten?"

„Du lieber Gott!" murmelte der Todtengräber, „wie leicht ist die arme Gertrud! Sie besteht nur aus Haut und Knochen. Ein Kind macht mir nicht mehr Mühe, wenn ich es in den Sarg lege. Glauben Sie

mir, gnädiger Herr! der Hunger hat den Tod dieser Frau beschleunigt.“

Jetzt trennten sich die Wege. In dem Augenblicke als der Baron einbiegen wollte, setzte der Todtengräber seinen Karren nieder und sagte:

„Mit Verlaub, gnädiger Herr! noch eine Frage.“

„Beeilt Euch, Alter!“

„Die Holzhauerhütte gehört eigentlich zu Ihrem Forste.“

„Ich weiß es.“

„Unsere Dorfgemeinde ist arm.“

„Auch das weiß ich.“

„Wer bezahlt denn die Begräbnißkosten, auf die ich angewiesen bin?“

„Ich,“ antwortete der Baron.

„Danke, gnädiger Herr!“

Der Baron sprengte davon und verschwand in dem Gehölze, hinter dem die Moorschenke lag. Die Unterhaltung mit dem Todtengräber gab ihm Stoff zu ernstem Nachdenken. Kaspar war ihm stets als ein rechtlicher Mann erschienen und wenn die Noth seine Rechtlichkeit nicht schwanken gemacht, wenn er das tiefste Elend dem Stehlen vorgezogen, so mußte der Schuß, den er so jäh abgefeuert, aus einem anderen Grunde geschehen sein, als aus dem sich zu retten. Vielleicht gibt Sabine Aufklärung über diesen Punct. Der Waldweg war gut und das Pferd des Barons konnte ohne

Schwierigkeit rasch traben. Nach einer Viertelstunde war das Gehölz lichter und zehn Minuten später zeigte sich eine Moorwiese, über die hinweg eine breite Chaussée führte. An dieser Chaussée lag die sogenannte Moorschenke, ein kleines, ein Stock hohes Gebäude, das von einer Gruppe Tannen umgeben war. Die weißen Mauern schimmerten durch die kerzengeraden schwarzen Stämme, die nur an den Wipfeln weit sich ausstreckende Aeste hatten. Zur Seite dieses Gebäudes breitete sich ein großer Garten aus, den eine hohe Weißdornhecke umzog. Neben dieser Hecke standen die letzten Bäume des Tannenwaldes. Die Chaussée bildete die Grenze des Forst-Reviers von Elsborn.

Vor der Thüre des einsamen Gasthauses hielt unser Reiter an.

Ein Stallknecht erschien und nahm das Pferd in Empfang.

„Wohnt eine fremde Dame hier?" fragte der Angekommene.

Der Knecht, ein echter Sohn jener Moorgegend, starrte den Fremden an.

„Eine Dame?" fragte er.

„Nun ja, eine vornehme Dame."

„Nein!"

„Sind Gäste in der Schenke?"

„Nein!" murmelte der Knecht. „Die Bauern kommen nur Abends."

„Reisende?“

„Nein. Die Reisenden fahren rasch vorüber.“

Der Baron nahm an, daß Sabine ihren Aufenthalt geheim halten wollte; er beschloß, mit Vorsicht zu sondiren.

„Führe mein Pferd in den Stall und sorge gut für das erschöpfte Thier,“ befahl er.

Dann ging er in die Gaststube.

Kein Mensch war zu seinem Empfange da. Die schwarz geräucherte Stube wimmelte von Millionen Fliegen, die ein dumpfes Summen verursachten. Auf den Tischen saßen diese Insekten so dicht, daß sie wie mit einem schwarzen Tuche bedeckt erschienen. Die Scheiben in den wurmstichigen Fensterrahmen waren schmutzig grün, sie ließen nur ein mattes Licht in den mit einer schwülen Luft angefüllten Raum dringen. Der Baron befand sich zum ersten Male in einem solchen Hause; es widerte ihn an.

Und hier sollte sich Sabine aufhalten, Sabine, die an glänzende Boudoirs, an Pracht und Bequemlichkeit gewöhnt war? Und doch lag die volle Wahrscheinlichkeit vor, denn es gab in der ganzen Gegend keinen Ort, der dem Schlosse und der Holzhauerhütte näher lag. In dem benachbarten Dorfe selbst befand sich keine Schenke. Der Baron wollte nicht rufen, um seine Ankunft nicht zu verrathen.

Er trat tiefer in das Zimmer und sah durch eines der beiden Giebelfenster, die nach dem Garten hinaus-

gingen. Da lag ein verwildertes Stück vor ihm, angefüllt mit Obstbäumen, deren Zweige unter der Last der Früchte sich beugten. In den Wegen wucherte das Unkraut, und auf den breiten Beeten standen Gemüse und Getreide wirr durcheinander. Der menschliche Fleiß hatte hier nichts gethan, desto mehr aber die Natur, die sich dieses Jahr besonders segensreich erwies. Die Moorschenke war dem Baron ein doppeltes Räthsel: in Beziehung auf Sabine und in Beziehung auf die Bewirthschaftung.

Was konnte ein thätiger Oekonom nicht aus diesem Boden gewinnen.

Noch war der Baron unschlüssig ob er nach Art ungeduldiger Gäste rufen oder still spähen sollte, als er plötzlich zwischen den obstbeladenen Bäumen des Gartens eine weiße Gestalt sah die sich langsam auf und ab bewegte. Wer anders konnte das sein, als Sabine? Der Lauscher fühlte alle seine Pulse klopfen, und eine brennende Hitze sein Gesicht überfliegen. Ohne sich zu besinnen verließ er das Zimmer, trat durch die Hinterthüre in den Hof und suchte hier den Eingang zu dem Garten.

„Wohin?" fragte plötzlich eine Stimme.

Andreas wandte sich. Ein junger Mann stand vor ihm, der zwar Zivilkleider trug, aber in seiner ganzen Erscheinung den Militär verrieth. Sein braunes Gesicht schmückte ein schöner Schnurrbart, sein dunkles krauses

Haar war kurz geschnitten, und seine Haltung war keck und edel. Den eleganten schwarzen Oberrock hatte er bis an den Hals zugeknöpft. Mit fragenden Blicken stand er vor dem erstaunten Baron, der sich gestehen mußte, daß der Unbekannte ein schöner Mann war. Ein Gefühl, der Eifersucht ähnlich, erwachte wieder in ihm.

„Sind sie der Wirth dieser Schenke?“ fragte er.

Der junge Mann antwortete mit einem feinen Lächeln:

„Nein!“

Dann trat er näher. Bei den wenigen Schritten die er ausführte, klirrten die Sporen an seinen Stiefeln.

„In diesem Falle begreife ich nicht, mein Herr! wie Sie zu der Frage kommen, die Sie soeben an mich gerichtet haben,“ sagte der Baron mit der Ironie, die der Gedanke an Sabinen in ihm erzeugte. „Ich bin hier Gast und suche mir Bedienung.“

„Ah, Sie sind Gast, ein Reisender vielleicht!“

Der Baron verneigte sich und wollte in den Garten treten, dessen Thüre sich in der Umzäunung zeigte.

„Der Wirth befindet sich dort — er hauet mit seinen Knechten eine Tanne um!“ sagte der junge Mann, indem er nach der Wiese zeigte, die der Thüre gerade gegenüber lag.

„Ich will den guten Mann nicht stören; da ich ein Stündchen zu ruhen gedenke, werde ich bis zu seiner Rückkehr einen Spaziergang durch den Garten machen.“

Ohne Weiteres trat er durch die Zaunöffnung in den verwilderten Hauptweg, der mit abgefallenen Früchten wie bedeckt war. Während er mit den Blicken nach der weißen Gestalt suchte, hörte er hinter sich den leise schrillernden Ton einer Jagdpfeife. Ohne Zweifel sollte dies ein Avertissement für die Spaziergängerin sein.

„Die schöne Sabine führt ein abenteuerliches Leben!“ dachte der Baron, ohne seinen Gang zu unterbrechen. „Ich bin neugierig, was für einen Erfolg dieses Zeichen hat.“

Mit verschärfter Aufmerksamkeit sah er durch die röthlich schimmernden Zweige.

Da bemerkte er, wie die weiße Gestalt in einem Seitenwege rasch dahinschwebte, wahrscheinlich um ungesehen einen zweiten Ausgang zu gewinnen.

„Ah,“ dachte der Baron, „sie flieht den Fremden, der keck in ihr Versteck dringt. Jener Mann steht also zu ihr in Beziehung, und das Zeichen mit der Pfeife ist ein verabredetes. Hier hat jeder Fremde gleiche Rechte.“

Nun schritt er hastig quer über die Beete, bis er unvermuthet der weißen Gestalt, die augenscheinlich alles Begegnen mit ihm zu vermeiden suchte, in den Weg trat.

Es war wirklich Sabine.

Sie trug einen einfachen weißen Morgenrock und einen großen Strohhut, der ihr immer noch reizendes Gesicht vor der Mittagssonne schützte. Eine Fülle dunkler Locken floß auf die Schultern herab, die wie Alabaster durch den weißen Spitzenflor schimmerten. Ein breites Band von rother Seide schloß die feine Taille nachlässig ein. Die ganze Toilette war einfach, aber mit dem Geschmacke gemacht, welcher Sabinen stets eigen gewesen.

Seit sie Mutter war, hatte sie der Baron nicht wieder gesehen; er mußte sich eingestehen, daß weder Zeit noch Umstände ihren Reizen Abbruch gethan, daß Sabine vielmehr, wie sie jetzt vor ihm stand eine unbeschreiblich poetische Erscheinung sei.

Sabine war betroffen einen Schritt zurückgewichen.

„Ich dachte es mir!“ flüsterte sie mit einem bitteren Lächeln.

Dem Baron waren diese Worte nicht entgangen. Indem er sich verneigte, sagte er:

„Sie haben mich also wieder erkannt?“

„Trotz der Veränderung, die mit Ihnen vorgegan- ist, Herr Baron von Sydow!“

„Und was haben Sie gedacht?“

„Daß der Mann, der in Ihrem Dienste steht, ein Schwätzer sein würde.“

„Aber er ist ein treuer Diener seines Herrn.“

„Ich zweifle nicht daran.“

„Statt seiner bin ich nun gekommen, um Ihnen das Papier zu überbringen, dessen Wiedererlangung Ihnen sehr am Herzen zu liegen scheint.“

Der Baron zog ein Papier aus der Tasche und überreichte es ihr.

Sabinens Gesicht überzog eine tiefe Röthe.

„Von Ihnen soll ich es empfangen?“ fragte sie kaum hörbar.

„Von mir!“

Rasche Schritte ließen sich vernehmen. Sabine zerknitterte das Papier in der Hand, wie durch eine krampfhafte Bewegung; dann verbarg sie es in der Tasche ihres Kleides.

Der junge Mann trat hinter den Zweigen eines Apfelbaumes hervor.

„Mein Bruder!“ sagte die Dame, die sich ein wenig gefaßt hatte. „Mein Bruder Waldemar!“

Der Baron konnte das Erstaunen nicht unterdrücken, das sich in seinem Gesichte malte; er hatte bis jetzt nicht gewußt, daß Sabine noch einen Bruder hatte.

Ohne sich beirren zu lassen, fügte sie hinzu:

„Herr Baron Andreas von Sydow! von dem ich nicht selten zu Dir gesprochen habe.“

Die beiden Männer grüßten sich durch Verneigungen: Der Baron ironisch lächelnd, Waldemar mit einer

Art verlegener Freundlichkeit, die dem Baron nicht entging.

Mit der Gewandtheit der Salondame wandte sich Sabine zu dem jungen Manne.

„Mein guter Bruder hat die Freundlichkeit gehabt, mich auf meiner Herreise zu begleiten; er wird jetzt dafür sorgen, daß ich in einer halben Stunde die Rückreise antreten kann. Das Geschäft, das mich hierherführte, wird bis dahin ohne Zweifel abgemacht sein."

„Ich lasse meine Schwester bei dem Herrn Baron von Sydow!"

Mit diesen Worten, die er ein wenig betont hatte, entfernte sich Waldemar.

Es mußte wirklich ein geschwisterliches Verhältniß zwischen den Beiden obwalten, denn andernfalls würde Sabine die Entfernung Waldemars nicht veranlaßt, und dieser sich nicht so bereitwillig gefügt haben.

Der Baron fühlte sich ein wenig beruhigt, zumal da er sich erinnerte, nie so recht nach den Familienverhältnissen Sabinens geforscht zu haben. Er wußte darüber nur, was man ihm gesprächsweise mitgetheilt hatte.

Aber was konnte ihn jetzt noch Sabine kümmern, nachdem er seit Jahren mit ihr verfallen gewesen?

Was führte ihn überhaupt, gegen das Versprechen, das er dem Obersten gegeben, nach der Moorschenke?

Sabine war seine erste Jugendliebe gewesen, er schwelgte noch in der Erinnerung daran; die Gegenwart war ihm Nichts, die Vergangenheit war ihm Alles. Er hielt Sabinen für schuldig, aber in seiner Pietät für den Gegenstand seiner heiligen Liebe wünschte er, daß die Last, die sie trug, sehr klein sein möge. Hatte er die Dame auch aufgesucht, so war er sich dennoch des Versprechens bewußt, das er dem Obersten gegeben, und der Entschluß stand in ihm fest, dieses Versprechen zu halten.

Aber was für ein Charakter war denn eigentlich Sabine? Hatte sie der Oberst richtig beurtheilt?

Vielleicht gibt uns die nun folgende Unterredung Aufschlüsse.

Sechstes Kapitel.

Sabine.

Nach der Entfernung Waldemars nahm das Gesicht der Dame einen ernsten, fast feierlichen Ausdruck an. Ihr schönes Auge ruhete einige Sekunden vorwurfsvoll auf dem Baron, der innig bedauerte, daß in dieser wunderbaren Hülle ein so unweiblicher Geist wohnte. Sein Gefühl empörte sich, wenn er daran dachte, daß die Mutter sich ihres Kindes entäußern konnte, um es in der niedrigsten Sphäre unter Mangel und Elend

einem Stande erziehen zu lassen, der dem der Mutter so fern lag. Er fühlte sich versucht, darin eine Art Rache gegen ihn zu erblicken.

„Mein Herr! sind Sie nur in der Absicht gekommen, um mir ein Papier zu übergeben, an dessen Wiedererlangung, ich gestehe es, mir viel gelegen war?“ fragte Sabine.

Der Baron hatte seinen vollen Gleichmuth wieder erlangt.

„Nein,“ gab er höflich zur Antwort; „ich wollte Ihnen auch mündlich die Antwort auf einen Brief überbringen, den Sie dem Erzieher Lisettens anvertraut haben.“

„Ah, das ist es!“

„Wollen Sie mich anhören?“

„Ich glaube, daß es ohne Gefahr für mich geschehen kann.“

„Desto besser für uns Beide.“

„So folgen Sie mir nach einem Plätzchen, wo wir ungestört uns unterhalten können. Aber vergessen Sie nicht,“ fügte sie stolz hinzu, „daß ich in einer Stunde abzureisen gedenke.“

Der Baron verneigte sich.

Sabine ging durch die wüsten Wege voran. Nach einigen Minuten blieb sie an einer dicht bewachsenen Laube stehen, die am äußersten Ende des Gartens lag. Judenkirschen und wilder Epheu bildeten eine Art Halle,

in der Kühle und Dämmerung herrschten. Auf einem Tische sah man Bücher und kleine weibliche Handarbeiten; dazwischen eine Mappe mit Papier und Schreibzeug. Zwei Stühle standen neben dem Tische. Alles verrieth, daß diese Laube ein längerer Aufenthalt der Dame gewesen war. Durch eine Oeffnung der Blätter, einem Fenster ähnlich, sah man auf die Moorwiese, von der die Schenke ihren Namen hatte. In kurzer Entfernung erglänzte die Fläche eines großen Teiches, der sich bis an die Grenzen des Waldes ausdehnte. Der einsame Ort war so recht zum Liebesgeplauder geschaffen — aber welch' eine Unterredung sollte nun hier stattfinden!

Nachdem die Dame ihren Strohhut auf den Tisch gelegt, lud sie den Baron ein, auf einem der Stühle Platz zu nehmen.

Beide saßen sich einander gegenüber.

Sabine war gleichgiltig, stolz; sie trocknete graziös den leichten Schweiß von ihre Alabasterstirn, strich die schweren Locken zurück und stützte das Haupt auf den weißen Arm, der nur halb von dem feinen Spitzengewande bedeckt war. Trotz der Ruhe, die sich in dem Gesichte aussprach, verrieth die kurze Bewegung des Busens, daß sie mühsam eine innere Erregung unterdrückte. Und wie schön war dieses räthselhafte Weib in der wunderbaren Mittagsdämmerung der duftenden Laube! Was hätte der Baron gegeben, der immer noch

liebte, wenn es ihm möglich gewesen, jetzt einen Blick in die geheimnißvollen Tiefen des Herzens dieser Frau zu werfen, die mit Leichtigkeit, Ruhe und Geistesfreiheit vor ihm saß, jetzt, da sie fürchten mußte, die Enthüllung einer verhängnißvollen Vergangenheit zu sehen.

Der arme Baron hatte sich während seines zurückgezogenen Lebens auf Elsborn eine feste Ansicht von den Frauen überhaupt, und von der glänzenden Sabine besonders, gebildet; er hielt sie alle für kokett, selbstsüchtig und unwahr. Mit dieser Ansicht war er nach der Moorschenke gekommen; er wollte ein Inquisitor sein, und glaubte das Recht dazu zu haben, indem er des armen kleinen Mädchens gedachte, das er seit gestern unter seinen Schutz genommen hatte.

Ach, der gute Mann wußte nicht, daß er sich auf einem für sein Herz gefährlichen Wege befand; er wußte nicht, daß ein Weib ausforschen zu wollen, nichts anderes heißt, als sich ihm hingeben.

Sabine schien im Voraus ihres Vortheiles gewiß zu sein, denn das kaum merkliche Lächeln, das ihre Lippen umschwebte, trug den Charakter der Ironie; sie schien den Mann zu bedauern, der als ein Richter gekommen war.

Ihre Ruhe und ihr Lächeln panzerten das Herz des Barons mit jener Bitterkeit, die sich der Verachtung beigesellt, wenn sie eine wohlverdiente ist, und wenn der Gegenstand derselben keck genug ist, Stolz entge-

genzusetzen. Sabine beobachtete die gewöhnliche Taktik schöner, geistreicher Frauen, sie erwartete den ersten Angriff.

„Sie waren gestern Abend nicht zum ersten Male in der Holzhauerhütte?" begann der Baron.

Sabine warf den Kopf zurück.

„Verzeihung, mein Herr! wollen Sie mich inquiriren?" fragte sie kalt.

„Nein, aber als Gutsherr von Elsborn ist es meine Pflicht, Erkundigungen über ein verwaistes Kind einzuziehen, das dem öffentlichen Mitleiden preisgegeben ist."

„Als Gutsherr von Elsborn!" sagte Sabine betonend. „Mein Herr! und deshalb wenden Sie sich an mich?"

„An die Dame, die das Kind im zartesten Alter der Bäuerin übergeben; an die Dame, die fünfzig Thaler jährliche Erziehungskosten zu zahlen angelobt, aber ihr Angelöbniß nicht gehalten hat."

„Und Sie glauben, ich sei diese Dame, Herr Baron?"

„Der Glaube ist sehr natürlich . . ."

„Wenn Sie sich der Zeit erinnern, mein Herr! in der ich schwach genug war, Ihnen meine Ehre zu opfern — nicht wahr, das wollen Sie sagen? Eine Frau, die aus Liebe strauchelt, sinkt nach Ihrer Meinung endlich zur Verbrecherin herab — nicht wahr, Herr Baron?"

„Ich suche die Mutter des Kindes!“ sagte nicht ohne Verwirrung der Baron.

„Sie haben sie gefunden!“

„Sabine!“

„Ich bin die Mutter des unglücklichen Kindes!“

Der Baron war seiner kaum noch mächtig. Hätte er nicht des Obersten gedacht, er würde Sabinen zu Füßen gesunken sein.

Eine peinliche Pause trat ein: der Baron endigte sie mit der Frage:

„Gestehen Sie mir das Recht zu, nähere Erkundigungen über das Kind einzuziehen?“

Ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über das Gesicht Sabinens.

„Ich verzeihe Ihnen die Kränkung, die in dieser Frage liegt,“ flüsterte sie bewegt. Der Mann, dem ich mehr gab, als ich geben durfte, weiß, wessen er sich bei mir zu versehen hat, was er von mir hoffen darf. Haben Sie mich in dieser Voraussetzung gekränkt, Herr Baron! und sind Ihre Worte nicht durch einen andern Einfluß hervorgerufen, so werde ich Ihnen meine Verzeihung dadurch beweisen, daß ich dem Andreas von Sydow, aber nicht dem Gutsherrn von Elsborn, die Geschichte jenes Kindes erzähle, dessen Mutter zu sein ich wiederholt feierlich bekenne. Es bedurfte der Ueberreichung des Papieres nicht, um mich zu diesem Geständnisse zu veranlassen. Aber bedenken Sie, daß ich

mich nicht rechtfertigen, oder irgend einen meiner Schritte entschuldigen will — was ich gethan, werde ich dereinst vor Gott verantworten, und wenn es sein muß, auch vor den Menschen. Ich theile Ihnen mein Tagebuch mit, das ich bis zu dem heutigen Tage gewissenhaft geführt habe. Ziehen Sie Ihre Schlüße, mein Herr! und verdammen Sie mich, wenn Sie können."

„Sabine! warum wendeten Sie sich von mir ab?"

„Ich? Ich?" fragte sie mit einem schmerzlichen Tone.

„Ein Wort der Rechfertigung würde genügt haben . . ."

„Andreas von Sydow kannte mich genug, um mich beurtheilen zu können. Ich hatte meine Ehre, aber nicht meinen Stolz verloren."

„Sie ließen mich ohne Trost ziehen, Sabine!"

„Ich hatte Ihnen all' mein Vertrauen geschenkt — durfte ich nicht ein Gleiches von Ihnen erwarten?"

„Ich sah den Obersten, als er heimlich sich von Ihnen entfernte."

Sabine hatte ein elegantes Taschenbuch hervorgezogen.

„Hören Sie, Herr Baron! ich werde Ihnen dann keine Frage mehr zu beantworten haben."

Sie schlug die erste Seite des Buches auf, und begann ruhig zu lesen:

„Baden-Baden, den 1. Juli 18..

„Ich besuchte mit meiner Mutter einen Ball im Kursaale. Ein junger Rittmeister führte mich zum ersten Tanze. Er wich den ganzen Abend nicht von meiner Seite. Ich tanzte bis zum Schlusse des Balles mit ihm, der um ein Uhr erfolgte. Der Rittmeister von Melin begleitete uns nach unserer Wohnung. Am folgenden Morgen begrüßte er uns in der Brunnenallee. Da er unser Landsmann war, nahmen wir um so lieber seine Aufmerksamkeit an, als die Ankunft des Onkels Ehrich von Elsborn sich um vierzehn Tage verzögerte. Abends sahen wir ihn an der Spielbank; er spielte hoch und mit Glück.

„Den 2. Juli.

„Der Rittmeister war Mittags unser Nachbar an der Table-d'hote; wir lernten ihn als einen geistreichen Gesellschafter kennen. Abends trafen wir ihn in einer Loge des Theaters. Nach dem Theater führte er uns zu Tische. Die Mutter war entzückt über den liebenswürdigen Kavalier, der Alles aufbot um uns zu unterhalten.

„Den 3. Juli.

„Bei der Morgentoilette fand folgendes Gespräch zwischen der Mutter und mir statt:

„Wie gefällt Dir der Rittmeister, Sabine?"

„Er ist ein echter Husarenoffizier."

„Was soll das heißen?"

„Daß er zu leben und sein Vermögen unterzubringen weiß."

„Aber er ist auch ein schöner und geistreicher Mann, Sabine!" meinte die Mutter der ich es ansah, daß sie sich durch seine Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlte.

„Das ist Geschmackssache, liebe Mutter! Wäre er nicht Militär, so würde mir seine Annäherung lieber sein."

„Aber die Uniform steht ihm süperb."

„Ich mag sie nicht leiden."

„Eine halbe Stunde später trafen wir den Rittmeister in der Allee; er trug wie gewöhnlich die Uniform seines Regiments und erregte die Aufmerksamkeit aller Kurgäste. Nach einer kurzen Promenade, die er an unserer Seite gemacht, erschien ein Diener mit einem prachtvollen Pferde. Der Rittmeister theilte uns mit, daß er den Schimmel von einem benachbarten Gutsbesitzer gestern gekauft habe, weil er ein selten schönes Thier sei. Er bestieg das Pferd und ritt in der Seitenallee auf und ab. Der Reiter bot einen reizenden Anblick, und ich mußte die Ansicht theilen, die meine Mutter denselben Morgen ausgesprochen hatte.

„Den 4. Juli.

„Mittags bei der Table=d'hote schlug der Offizier einen Spazierritt vor, nachdem er sich still eine Zeit lang mit meiner Mutter unterhalten hatte; er bat mich, ihn zu begleiten.

„Zu Pferde?" fragte ich verwundert.

„Ja, mein Fräulein! Ihre gnädige Mutter hat mir gesagt, daß Sie eine geschickte Reiterin sind.“

„Wenn ich ein lammfrommes Pferd habe.“

„Ein solches Pferd ist vorhanden.“

„Hier in Baden?“ fragte ich lachend. „Die Miethspferde, die ich bisher gesehen, sind schlecht.“

„Sie werden den Schimmel reiten, der Ihren Beifall hatte. Ich stehe dafür, daß er gut und sicher geht. Willigen Sie ein, mein Fräulein! Sie dürfen sich eine angenehme Partie versprechen.“

„Die Mutter redete mir zu und ich willigte ein. Um drei Uhr Nachmittags erschien der Rittmeister zu Pferde vor unserer Wohnung; er trug ein elegantes bürgerliches Reitkostüme. Ein Diener hielt den stattlichen Schimmel mit einem rothen Damensattel. Ich hatte das schwarze Reitkleid angelegt, das ich in meiner Garderobe als ein unentbehrliches Requisit zum Badeleben mit mir führte. Der Offizier hob mich in den Sattel und wir sprengten davon. Gleich hinter uns folgte eine zweite Cavalcade von Herren und Damen; alle ritten Miethspferde, die mit uns nicht gleichen Schritt halten konnten. Der Rittmeister war ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß ich diesen Nachmittag zu den angenehmsten meines Aufenthaltes im Bade zählte.

„Den 6. Juli.

„Wir haben unsere Spazierritte bereits zweimal wiederholt. Der Rittmeister von Melin ist unser steter

Begleiter, und ich finde keine Veranlassung, ihn zurückzuweisen. Er erschöpft sich in der Aufmerksamkeit für mich, ohne meine Mutter zu vernachlässigen. Abends trank er den Thee in dem Garten vor unserer Wohnung.

„Den 7. Juli.

„Heute ist mein Geburtstag, ich bin einundzwanzig Jahre alt. Die Morgendämmerung war kaum angebrochen, als mir meine Mutter — wir hatten unsere Betten noch nicht verlassen — gratulirte. In demselben Augenblicke erhob sich eine sanfte Musik vor den Fenstern. Kaum aus dem Schlafe erwacht, machten diese Töne einen wunderbaren Eindruck auf mich. Die Mutter war aufgestanden und hatte das Fenster geöffnet. Eine sanfte Melodie aus Bellini's „Nachtwandlerin" zitterte lieblich durch den stillen Morgen. Ich schlüpfte in meinen Mantel und lauschte durch die Gardine: Da stand die ganze Badekapelle auf dem Rasenplatze.

„Siehst Du ihn?" fragte meine Mutter.

„Wen?"

„Den Rittmeister."

„Wo?"

„Hinter dem Orangenbaume."

„Der Offizier, in einen leichten Morgenmantel gehüllt stand zwischen den Blättern und sah nach meinem Fenster hinauf.

„Wer hat ihm gesagt das heute mein Geburtstag ist?" fragte ich die Mutter.

„Er hat es im Gespräche von mir erfahren; ich weiß selbst nicht, wie es gekommen."

„Mutter! was haben Sie gemacht," rief ich erschreckt.

„Was thut's? Jedenfalls ist dieses Morgenständchen eine schöne Aufmerksamkeit, die uns zu dem innigsten Danke verpflichtet."

„Das ist es eben, was ich vermeiden wollte."

„Du bist eine Närrin; man beneidet Dich um den Vorzug, den Dir der Rittmeister gibt."

„Wozu soll das Alles führen?"

„Zu einem guten Ende."

„Die Bade-Bekanntschaften sind kompromittirend, weil sie vorübergehend sind."

„Das fürchte ich hier nicht."

„Wir kennen den Offizier kaum."

„Der Onkel trifft in acht Tagen ein, er wird die Sache arrangiren."

„Unsere Magd unterbrach das Gespräch; sie brachte einen prachtvollen Blumenstrauß in einer goldenen Hülse.

„Von wem?" fragte ich, obgleich in den Absender wußte.

„Ein Diener brachte ihn und trug mir auf, ihn dem gnädigen Fräulein zu überreichen."

„Meine Mutter war außer sich vor Freude. Ich konnte diese Freude nicht theilen, obgleich meine Eitel-

keit nicht wenig geschmeichelt ward, denn der Rittmeister galt für den schönsten Mann unter den Kurgästen. Ich fragte mich umsonst nach dem Grunde, der mich traurig stimmte, als die Musik schwieg und die Musiker sich entfernten.

„Eine Stunde später saßen wir in der Laube beim Kaffee, da sprengte grüßend der Rittmeister vorüber.

„Den 8. Juli.

„Während der Morgenpromenade sprach man in der Allee von dem Glücke, das der Rittmeister Abends zuvor am Spieltische gehabt. Einzelne Damen bezeichneten ihn, daß ich es hören mußte, als einen enragirten Spieler. Man bedauerte, daß er sich von dieser Leidenschaft so ganz beherrschen ließ. Mittags war er in unserer Gesellschaft. Ich stattete ihm meinen Dank für die Serenade und den Blumenstrauß ab; er küßte mir ehrerbietig die Hand und antwortete:

„Es ist nur ein schwacher Ausdruck der Gefühle, die ich seit unserem ersten Begegnen für Sie empfinde. Habe ich Ihnen eine kleine frohe Ueberraschung bereitet, so bleibt mir Nichts zu wünschen übrig."

„Den 9. Juli.

„Auf dem Spazierritte, den wir Nachmittags machten, natürlich ohne meine Mutter, gestand mir der Rittmeister seine Liebe. Das war zu rasch für mich. Ich antwortete nicht, und kürzte die Promenade ab, die, wie ich ermessen konnte, zu dem Zwecke des Alleinseins

unternommen war. Ich verschwieg meiner Mutter das Geständniß des Rittmeisters; trotzdem wußte sie es am folgenden Tage. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich ihr mein Vertrauen entzöge.

„Sabine! was hast Du gegen Herrn von Melin?" fragte sie mich. „Er ist ein angenehmer und dabei reicher Kavalier aus einer alten adeligen Familie. Ihm wird jede Thüre geöffnet; nur Du zögerst, ihn einzulassen, trotzdem er sehnsüchtig klopft. Besinne Dich, Du könntest es später bereuen."

„Mutter! wir kennen uns so kurze Zeit."

„Aber er liebt Dich glühend."

„Seine Liebe ist nicht die rechte, sie gleicht dem Strohbrande, der eben so rasch verlischt, als er auflodert."

„Gib ihm wenigstens ein Zeichen, daß er hoffen darf."

„Ich versprach, aus Rücksicht für die Mutter, ihn nicht spröde zu behandeln. Ist es Ahnung, oder eine unbewußte Antipathie, die mich von ihm fern hält?

„Den 12. Juli.

„Ich habe den Rittmeister seit zwei Tagen nicht gesehen. Diesen Morgen erzählte man, daß er große Verluste an der Bank gehabt habe. Gegen Abend begegnete er uns in der Promenade; er sah bleich und alterirt aus; seine Stimme zitterte, als er mit mir sprach. Er kam mir in dieser Verfassung interessanter

vor, als sonst. Ich betrachtete ihn verstohlen — es lag ein Zug in seinem Gesichte, ein Ausdruck in seinem Blicke, der mir nicht gefiel.

„Den 13. Juli.

„Der Rittmeister hat gestern Abend die Bank gesprengt.

„Den 14. Juli.

„Wir erhielten eine Einladung zu einem Feste, das Herr Melin seinen Freunden gab. Ich sprach den Wunsch aus, zu Hause zu bleiben.

„Sabine!" rief die Mutter wie bestürzt, „unsere Abwesenheit würde einen Eclat hervorbringen."

„Warum?" fragte ich verwundert.

„Alle Welt ist der Meinung, daß man das Fest Dir zu Ehren veranstaltet hat."

„Nun, so mag die Welt sehen, daß sie sich getäuscht hat."

„Bedenke, daß sich das Vermögen des Herrn von Melin um hunderttausend Thaler vermehrt hat. Wir sind arm und leben nur von der Gnade meines Bruders, des filzigen Herrn von Elsborn. Wenn Du willst, bist Du in sechs Wochen Frau von Melin und unabhängig."

„Es gelang meiner Mutter mich zu bereden, und ich ging zu dem Feste, als dessen Königin man mich wirklich betrachtete. Der Kreis der Gäste war klein, aber ein auserlesener. Die Freunde des Rittmeisters

gehörten den angesehensten Familien an. Bis Mitternacht dauerte die Tafel, dann begann der Ball, den ich mit dem Festgeber eröffnete. Während des Tanzes kamen wir an einer Gruppe vorbei, die sich ziemlich ungezwungen unterhielt.

„Herr von Melin ist ein Glückskind!" rief ein junger Mann, aufgeregt vom Wein. „Das Spiel begünstigt ihn wie die Liebe."

„Wie freundlich heute Sabine ist!" fügte eine andere Stimme hinzu. „Bisher war sie kalt und spröde."

„Vergeßt nicht, daß der Rittmeister die Bank gesprengt hat, und das Gold sprengt die Rinde von jedem weiblichen Herzen."

„Diese Worte kamen dem Rittmeister zu Ohren; sie wurden die Veranlassung zu einem Duelle, in dem er von seinem Gegner eine Wunde empfing. Man wollte mir das Ereigniß verheimlichen, aber vier Tage später erfuhr ich es.

„Den 20. Juli.

„Der Rittmeister begegnete mir in dem Parke. Ich muß bekennen, daß mich die Erscheinung Dessen, der sein Leben preisgab um meine Ehre zu retten, tief ergriff. Der schöne Mann trug den Arm in der Binde. Um mich zu täuschen, schützte er einen leichten Sturz mit dem Pferde vor. Sein Bemühen ging also dahin, mir das, was er gethan, verborgen zu halten. Er stieg in meiner Achtung, aber meine Liebe konnte er nicht

erwecken. Die Mutter stellte sein Verdienst umsonst in das hellste Licht. Paul von Melin suchte mich nicht auf, aber er benutzte jede Gelegenheit, die mich ihm entgegenführte, im Gespräche mir seine besondere Neigung an den Tag zu legen.

„Eine peinliche Gemüthsstimmung bemächtigte sich meiner. Der lebhafte Wunsch erwachte in mir, den Rittmeister entweder nie gesehen zu haben, oder ihn lieben zu können; er war nicht der Mann, der meinem Herzen zusagte, obgleich mein Verstand alle Vorzüge desselben zu schätzen wußte. Es ist dies ein Räthsel, dessen Lösung bis jetzt wohl noch nicht gelungen ist. Vielleicht hätte eine nähere Bekanntschaft meine Gefühle anders gestimmt; aber auch diese herbeizuführen konnte ich nicht über mich gewinnen.

„Um diese Zeit kam mein Onkel Ehrich von Elsborn an.

„Sie kennen ihn, sagte Sabine, indem sie einen Augenblick das Buch niederlegte; „ich enthalte mich jedes Urtheils über seine Person und seinen Charakter. Ich habe in meinem Tagebuche nur diejenigen seiner Handlungen verzeichnet, die auf mein Geschick von Einfluß waren."

„Ich bitte, fahren Sie fort!" sagte der Baron, dessen sich nach und nach eine große Erregung bemächtigt hatte; denn alle jene glücklichen Stunden, die ihm die Liebe zu dem schönen Weibe bereitet, standen klar

und deutlich vor seiner Seele. Der Gedanke, ihr Herz besiegt zu haben, erfüllte ihn mit Stolz.

Sabine hatte ihre Ruhe nicht verloren; fast gleichgiltig, als ob sie einer Pflicht der Konvenienz genügte, nahm sie das Buch wieder auf und fuhr zu lesen fort, ohne die verschiedenen Tage zu bezeichnen. Es schien, als ob sie rasch zu Ende kommen wollte.

„Onkel Ehrich bewohnte ein Zimmer in dem Hause, das wir gewählt hatten; er schloß sich uns an und wir bildeten eine Familie. Den Tag nach seiner Ankunft sah er Herrn von Melin, der uns in gewohnter Weise, höflich und freundschaftlich, entgegenkam. Meine Mutter stellte die beiden Männer einander vor. Ich sah, wie der Onkel unangenehm berührt wurde. Der Rittmeister zog sich bald zurück, nachdem er mit mir einige artige Worte gewechselt hatte.

„Was ist das?" fragte ich leise die Mutter.

„Sie gab mir durch ein Zeichen zu erkennen, daß ich schweigen möge.

„Onkel Ehrich betrat mit uns verdrießlich die Wohnung.

„Du kennst den Herrn von Melin, Schwester?" fragte er.

„Ja, Bruder! ist er Dir unangenehm?"

„Wenn Du nicht willst, daß ich auf der Stelle wieder abreise, so trägst Du Sorge, daß der Rittmeister nie wieder in unsere Nähe kommt."

„Mein Gott!" sagte bestürzt die Mutter. „Wie entschieden Du Dich aussprichst."

„Ich habe die triftigsten Gründe von der Welt dazu."

„Und darf man diese Gründe wissen?"

„Zu seiner Zeit. Für jetzt begnüge Dich, meinem Wunsche ohne zu überlegen zu genügen. Du weißt, daß ich stets mit Vorbedacht handle."

„Herr von Melin ist ein liebenswürdiger Mann."

„Bei den Damen vielleicht."

„Und bei den Männern?" fragte meine Mutter, die ihre Neugierde nicht bezähmen konnte.

„Frage nicht weiter!"

„Aber so gib mir doch Aufklärung, Ehrich!"

„Der Onkel fragte mit unterdrücktem Zorne:

„Mit wem willst Du lieber in Freundschaft leben: mit mir oder jenem Rittmeister?"

„Natürlich mit Dir, Bruder!"

„Gut, so meide Herrn von Melin."

„Er hat sich unser in Deiner Abwesenheit großmüthig angenommen."

„Das ist nicht gut!"

„Bei diesen Worten sah mich Onkel Ehrich an. Als er mein Erröthen bemerkte, trat er zu mir und sagte liebreich:

„Sabine! ich hinterlasse weder Weib noch Kind, Du bist meine einzige Erbin; aber wüßte ich, daß Du

je mit dem Rittmeister mein Vermögen theiltest, ich würde Dir keinen Thaler aussetzen, und wenn Du in der drückendsten Armuth lebtest."

„Er verließ das Zimmer, aufgeregt, wie ich ihn nie gesehen.

„Mutter!" sagte ich, „der Onkel mag sich beruhigen; die Erfüllung seines Wunsches fällt mir nicht schwer. Ist es doch, als ob die Vorsehung über mich gewacht hat."

„Meine arme Mutter saß lächelnd in dem Sopha; aber ihr Gesicht war bleich und ihre Lippen zitterten.

„Das ist wieder eine von den Grillen meines Bruders, welche die Krankheit in ihm erzeugt. Fast glaube ich, er selbst hat die Absicht, Dich zu heirathen."

„Der Onkel?"

„Ja."

„Er ist zweimal so alt, als ich!" rief ich lachend.

„Alter schützt vor Thorheit nicht."

„Eine solche Absicht zu hegen, wäre mehr als Thorheit."

„Ganz meine Meinung."

„Die Furcht vor der Enterbung sollte mich nicht abhalten, dem Manne die Hand zu reichen, den ich liebte."

„Sabine! ich habe dem Rittmeister mein Wort gegeben."

„Mutter! Mutter!"

„Er ist jung, gut, schön und reich."

„Aber er ist ein Spieler, der sein Vermögen bald verschwendet haben wird.“

„Die Frau, die er anbetet, wird ihn zu bessern im Stande sein — und Herr von Melin betet Dich an. Nimm Dir die Mühe, den Rittmeister näher kennen zu lernen, und das Vorurtheil, das Du gegen ihn hegst, wird schwinden.“

„Wir brachen das Gespräch ab.

„Denselben Abend erhielt meine Mutter einen Brief; ich glaube, er kam von dem Rittmeister. Ob sie ihn beantwortet hat, weiß ich nicht, aber ich vermuthe es, denn sie blieb in der Nacht länger auf, als ich. Am folgenden Morgen erfuhren wir, daß Herr von Melin plötzlich abgereist sei; ein Befehl habe ihn zu seinem Regimente zurückgerufen. Ich war froh, daß dieser Befehl die so unangenehme Angelegenheit beseitigt hatte. Jetzt erst ward ich des Badelebens einigermaßen froh, wenn auch die Mutter von Zeit zu Zeit das Gespräch auf den Rittmeister lenkte.

„Jetzt erschien der Baron Andreas von Sydow. Ich sah ihn zum ersten Male in Begleitung meines Onkels, der ihn schon länger kannte. Der Baron übte einen andern Eindruck auf mich aus, als der Rittmeister. Mir war es lieb, wenn er sich mir näherte, und als er mich auszeichnete, empfand ich eine innige Freude, die ich vorher nie gekannt. In diese Zeit fällt die Erkrankung meines Onkels.

Sabine legte abermals das Buch nieder.

„Ich übergehe nun eine Reihe von Begebenheiten," sagte sie, „die dazu dienten, den Keim der Liebe, den der Baron in mein Herz gelegt, zur Frucht zu reifen. Wir sahen uns heimlich, wir sahen uns so oft, als es möglich war. Aus Rücksicht für den kranken Onkel waren wir die Letzten in dem Bade. Ich theilte meiner Mutter mit, was in meinem Herzen vorging. Hier ist das erste Gespräch, das zwischen ihr und mir über diesen Punkt stattfand."

„Der Baron ist arm," sagte sie. „Du bist ohne Vermögen, wenn der Onkel Dich enterbt."

„Er wird gegen den Baron Nichts einzuwenden haben," warf ich ein.

„Das kommt darauf an; mein Bruder ist eigensinnig, wunderlich."

„Nun, so heirathet das arme Mädchen den armen Baron."

„Und was wird aus mir, Deiner Mutter?"

„Diese Frage verwirrte mich.

„Vergiß nicht, Sabine!" fuhr sie fort, „daß wir von den Wohlthaten meines Bruders leben. Zieht er seine Hand von uns zurück, so sind wir bettelarm."

„Ich werde bei dem Onkel sondiren, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet."

„Schone ihn, bis er völlig hergestellt ist."

„Das verspreche ich Dir, liebe Mutter!"

„Diese Gelegenheit bot sich erst, nachdem wir das Bad verlassen hatten.

„Zu meinem Glücke — damals hielt ich es noch für ein Glück — wählte der Baron dieselbe Stadt zu seinem Aufenthalte, die Onkel Ehrich wählte, weil er dort unter der Aufsicht eines berühmten Arztes leben wollte. Meine Liebe wuchs mit jedem Tage, sie ward zur zehrenden Leidenschaft, die endlich keine Grenzen mehr kannte. Ich hatte dem Geliebten meine Ehre geopfert, und mußte mich der Mutter anvertrauen. Jetzt galt es nun, die Ansichten des reichen Onkels kennen zu lernen. Er selbst kam mir zu diesem Zwecke entgegen.

„Sabine!“ sagte er eines Tages, „meine Gesundheit ist nun völlig wieder hergestellt; ich fühle mich wie verjüngt und neues Blut rollt in meinen Adern. Siehst Du nicht, daß eine vortheilhafte Veränderung mit mir vorgegangen ist?“

„Gewiß, mein lieber Onkel!“ gab ich zur Antwort. „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück.“

„Der bleiche, hagere Mann sah mich mit seltsamen Blicken an. Die Befürchtung ward in mir rege, daß er, wie die Mutter mir im Bade gesagt, aus Eifersucht die Bewerbungen des Rittmeisters gemißbilligt habe. Seine kleinen, mattglänzenden Augen sahen mich mit wohlgefälligen Blicken an, indem er meine Hand ergriff und sagte:

„Sabine! wie Dir mein Glück, so liegt mir auch das Deinige am Herzen. Für eine Dame von Stand bleiben die Mittel, standesgemäß zu leben, stets die Hauptsache. Ich biete Dir mit meiner Hand die Mittel, die Dich zur Fürstin machen.“

„Ich war halb vorbereitet auf diesen Antrag.

„Sie scherzen!“ rief ich aus.

„Es ist mein Ernst, Sabine! Bin ich auch um einige Jahre älter, als Du — was thut's? Ich hinterlasse meiner Witwe ein fürstliches Vermögen. Wisse, Sabine! daß ich für Dich gespart, für Dich spekulirt, für Dich Alles gethan habe, um dereinst als Millionär aus der Welt zu scheiden. Wenn ich von Dir nun fordere, daß Du für den Rest meines Lebens mir gehörst, daß Du meinen Namen trägst, daß man mich Deinetwegen beneidet — bringst Du mir da ein Opfer? Ueberlege Dir meinen Antrag und gib mir in drei Tagen Antwort. Denke an das Los Deiner Mutter, die eine sogenannte Liebesheirath geschlossen hat. Wie endigte die unter Rosen begonnene Ehe? Unter Disteln und Dornen. Dein Vater, sagt die Welt, sei im Rheine verunglückt — wir wissen genau, daß er sich das Leben genommen, weil ihm ein Kriminalprozeß wegen Wechselverfälschung bevorstand.“

„Onkel!“ rief ich aus, „ehren Sie den Todten!“

„Ich theile dieses Geheimniß nur Dir mit, mein Kind! damit Du eine Lehre daraus ziehen kannst.“

„Es war das erste Wort, das ich in dieser Beziehung über meinen Vater, den ich kaum gekannt hatte, hörte. Der Gedanke, ich solle das Glück meiner Jugend an einen alten, abgelebten Mann verkaufen, dessen Hypochondrie das Leben zur Hölle machte, empörte mich. Meine Mutter erbleichte, als ich ihr diese Unterredung mittheilte. Denselben Abend überraschte uns Herr von Melin, der zum Obersten avancirt war. Er warb förmlich um meine Hand.

„Ich nehme eine Stellung in der Armee ein," fügte er hinzu, „die mich der Nothwendigkeit, auf Vermögen zu sehen, überhebt. Lassen Sie Ihren geizigen Onkel und folgen Sie Ihrem Herzen."

„Nur auf die Stimme meines Herzens höre ich," flüsterte ich ihm zu.

„Und was habe ich zu erwarten?" fragte der Oberst.

„Ich gestand ihm offen, daß ich einen Anderen liebte.

„Sabine! Sabine!" rief bestürzt der Oberst.

„Meine Mutter wollte ihn besänftigen. Der aufgeregte Mann machte ihr die bittersten Vorwürfe und klagte sie an, darum gewußt zu haben, daß mein Herz nicht frei sei.

„Herr Oberst!" fragte ich, „habe ich Ihnen durch irgend ein Versprechen Rechte an mich gegeben? Ich hatte volle Freiheit zu handeln, und wenn ich mich

Ihnen im Bade nicht kälter zeigte, als es geschehen, so folgte ich den Pflichten des Anstandes. Außerdem bin ich von meinem Onkel abhängig, der zu einer Verbindung mit Ihnen nie seine Einwilligung gibt."

„In diesem Augenblicke ward die Glocke gezogen.

„Meine Mutter eilte hinaus. In ihrer Angst meldete sie den Onkel Ehrich an. Der Oberst war plötzlich wie umgewandelt, als er diesen Namen hörte.

„Ich gehe!" sagte er kalt, „um nie wiederzukehren. Und Sie, meine Gnädige!" wandte er sich zu der Mutter, „haben ein elendes Spiel getrieben — ich rechte mit Ihnen weiter nicht! Wollen Sie mir aber eine letzte Gefälligkeit erzeigen, so führen Sie mich, daß ich mit meinem ärgsten Feinde nicht zusammtreffe."

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen diesen Dienst erzeige," sagte ich, indem ich eine Kerze ergriff, voranging und den Gast über eine Seitentreppe in den Hof führte. Ich ordnete meine Toilette und trat in das Wohnzimmer. Meine Ueberraschung läßt sich denken, als ich statt des Onkels, den ich erwartet, den Geliebten treffe, den ich nicht erwartet hatte. Nun folgte eine Szene, deren Beschreibung Sie mich überheben. Andreas von Sydow verließ mich, ohne mir Zeit zur Rechtfertigung zu gönnen. Im Weggehen sprach er die bittere Kränkung aus, daß er sich für ein treuloses Weib ruinirt habe. Und Gott ist mein Zeuge; ich habe in der festen Voraussetzung die Unterstützung des geliebten Mannes ange-

nommen, daß ich ihm dereinst als treues Weib angehören würde, denn ich war ja schon die Mutter seines Kindes."

Sabine schwieg wie überwältigt von der Erinnerung. Der Baron wiegte nachdenkend das Haupt, dann fragte er:

„Was soll ich denken, wenn ich meinen Nebenbuhler durch den Hof gehen sehe? Warum hatte man mir früher von der Annäherung des Rittmeisters nichts gesagt?"

Sabine sah stolz auf.

„Mein Herr!" sagte sie mit bebender Stimme, „ich wollte Ihrer Eifersucht nicht neue Nahrung geben. Später würden Sie Alles erfahren haben, wenn Sie mir Zeit zu einer genügenden Erklärung gelassen hätten. Aber Sie hörten mich nicht an, nachdem Sie mir meine Ehre geraubt hatten; Sie wollten mich nicht hören, weil Sie die Gelegenheit mit Freuden ergriffen, sich von der Entehrten loszureißen. Ja, fürwahr, besser konnten Sie es nicht treffen."

„Aus welchem Grunde glauben Sie —?" fragte der Baron.

„Sie müssen denselben Abend noch die Stadt verlassen haben, denn als ich am folgenden Morgen, nach einer fürchterlichen Nacht, Forschungen über Sie anstellen ließ, waren Sie verschwunden. Bekennen Sie, daß ich mehr Vertrauen von Ihnen erwarten durfte, ich,

Herr Baron! die ich mich Ihnen mit einem grenzenlosen Vertrauen hingegeben hatte. Vielleicht wäre es Ihnen leid gewesen, wenn ich Ihnen Aufklärung gegeben, die Sie hätte beruhigen müssen."

„O, wie verkennen Sie mich, Sabine!" rief schmerzlich der Baron. „Mir wäre kein Preis zu groß gewesen, hätte ich die Gewißheit erkaufen können, daß das Mädchen meiner einzigen, wahren Liebe mir stets treu gewesen."

„Lassen wir das!" sagte Sabine, ungläubig lächelnd. „Ich fordere keine Rechtfertigung von Ihnen, mein Herr! denn was geschehen, ist nicht mehr zu ändern. Und wenn ich Ihnen jetzt die Geschichte meines Lebens mittheile, so leitet mich kein anderer Zweck, als Ihre Theilnahme für Ihr Kind zu erwecken."

Der Gedanke an das Kind verscheuchte die weiche Stimmung, die sich des Barons auf einige Augenblicke bemächtigt hatte.

„Fahren Sie fort! Fahren Sie fort!" murmelte er.

Sabine schloß langsam ihr Buch. Dann legte sie die zarte weiße Hand, an deren Goldfinger ein Trauring erglänzte, auf den gestickten Deckel.

„Ich komme jetzt zu dem Punkte meines Lebens, der deshalb ein vollgiltiges Zeugniß über die Reinheit meiner Gesinnungen gibt, weil er der Wendepunkt meines Geschicks ist. Sie erinnern sich des Antrags, den

mir mein Onkel gestellt hatte. Der seltsame Mann drang auf meine Entscheidung. Ich kämpfte lange und schmerzlich mit mir. Sollte ich ihm Alles offen bekennen? Sollte ich mich dadurch seiner für immer entledigen? Das hieße mich der letzten Stütze berauben, auf die ich für mein Kind und meine Mutter hoffen durfte. Ich stand allein, arm und verlassen in der Welt. Meine Lage war eine schreckliche, aber nicht minder auch eine bizarre. Ich bat den Onkel um eine Frist von vier Wochen.

„Gern, mein Kind! gebe ich Dir diese Frist," sagte er; „aber zögere nicht länger, denn jeder Tag ist mir kostbar."

Die Zeit verfloß unter Berathungen mit meiner Mutter.

„Der Baron von Sydow hat Dich nie geliebt," sagte sie. „Wie oft habe ich mein Bedenken gegen dieses unglückselige Verhältniß ausgesprochen. Ach! hätte ich es verhindern können! Mit dem Major wärst Du glücklich geworden, denn er betete Dich an. Hättest Du Ihm nur Deine Liebe zu einem Andern nicht gestanden."

„Und wenn dies wäre, Mutter?"

„Dann würde ich ihm Deine Sinnesänderung zu erkennen geben, und daß er zu Dir zurückkehrte, unterläge keinem Zweifel."

Ich schauderte bei dem Gedanken an die Verwirklichung dieses Planes.

„Mutter! soll ich den Mann betrügen, der mich aufrichtig liebt? Der Oberst ist ein Mann von Ehre, Soldat, Offizier — nie werde ich einwilligen, daß Du eine Annäherung bewirkst. Kennt auch die Welt meinen ersten Fehltritt nicht, so will ich ihm doch nicht einen zweiten hinzufügen, der noch verdammlicher ist."

„Was bleibt Dir übrig, wenn wir nicht im Elende vergehen wollen? Gibst Du Ehrich eine abschlägige Antwort, so zieht er die kleine Unterstützung zurück, die er uns bis jetzt gewährt hat."

„Ich hoffte immer noch auf die Rückkehr des Barons, des Vaters meines Kindes, denn ich hielt ihn nicht für so herzlos, daß er nicht endlich bei ruhigem Nachdenken eine bessere Ansicht von der Sache gewänne. Aber ich hatte mich getäuscht, ich sollte den eklatantesten Beweis von seiner wahren Denkungsweise gegen mich erhalten. Es mochten vierzehn Tage verflossen sein, als ich in einer Zeitung die Verlobung Ida's von G. mit dem Baron A. E. von Sydow las. Diese Anzeige, die so rasch nach jenem verhängnißvollen Abend erfolgte, war eine mich vernichtende Demonstration. Andreas hatte also, während er mich allein zu lieben geschworen, mit einer reichen Erbin ein zärtliches Verhältniß unterhalten, das jetzt zu einer Ehe führte, und ich, das arme entehrte Mädchen, war verlassen. Dieser Schlag war furchtbar für mich und meine Mutter, die erkrankte und nach kurzer Zeit starb."

„Was ist das?" fuhr der Baron auf. „Ich hätte mich verlobt?"

„So sagte damals die Zeitung. Doch gestatten Sie mir, daß ich dem Faden meiner Erzählung folge. Nach dem Tode meiner Mutter zog ich mich auf ein kleines Gut meines Onkels zurück, das einsam in der Mitte eines Waldes lag. Die völlige Abgeschiedenheit von der Welt that mir wohl, und hätte ich mich der Erziehung meines Kindes zwanglos widmen können, ich würde bald einen kräftigen Trost gefunden haben. So aber durfte ich das arme Wesen nicht anerkennen, ich durfte mich ihm nicht einmal nahen, wenn ich nicht zum Gespötte der Welt werden, wenn ich nicht der Lächerlichkeit anheimfallen wollte, denn ich wußte, daß ich viele böswillige Neider hatte. Meine Trauer, die eigentlich meinem herben Geschicke galt, schrieb man natürlich dem Verluste der Mutter zu. Auch Onkel Ehrich ehrte meinen Schmerz; er sprach nicht mehr von seinem Heirathsprojekte, aber er erzeigte mir Aufmerksamkeiten, die mich mit Mitleiden erfüllten. Die Liebe eines bejahrten Mannes zu einer jungen Frau hat stets eine komische Seite; aber Ehrich von Elsborn war mir, nach den Erfahrungen, die ich mit einem jungen Manne gemacht, eine Erscheinung, die mein reifliches Nachdenken erweckte. Konnte ich ihn auch nicht lieben, so konnte ich ihm doch eine sorgende Gattin, eine Pflegerin seiner alten Tage sein, welche die Vorsehung

ihm vielleicht kärglich zugemessen hätte. Das Trauerjahr war vorüber, Ehrich erneuerte seinen Antrag und ich reichte ihm die Hand. Wenn ich ihm verschwieg, daß ich bereits Mutter war, so leitete mich die Absicht, ihn später zur Anerkennung meines Kindes dadurch zu bewegen, daß ich ihm die hingebenste und treueste Gattin war. Ohne Zweifel machte ich mich einer argen Täuschung schuldig; aber wenn ich mein junges Leben an ein altes fesselte und sonach ein großes Opfer brachte, glaubte ich eine kleine Entschädigung in der Verheimlichung eines Fehltrittes zu finden, den mein ergrauter Gatte nicht so hoch anschlagen konnte, wenn er die obwaltenden Verhältnisse berücksichtigte. Auch hielt mich ein eigenes Schamgefühl von einer offenen Erklärung ab, die vielleicht ganz unterbleiben konnte, wenn Ehrich durch einen nahen Tod von mir getrennt würde, wie es sich bei seinem gebrechlichen Körper erwarten ließ. Ich gestehe, daß ich bei dieser Heirath ein wenig spekulativ zu Werke ging. Unsere Trauung ward still in einer Dorfkirche vollzogen. Gleich nach der Trauung machte ich mit meinem Manne eine große Reise nach der Schweiz und Italien, und in unserer Heimath wußte Niemand, daß der alte Ehrich von Elsborn eine junge Frau hatte. Ich glaubte meine Zukunft gesichert, und gab mich den Zerstreuungen hin, die eine solche Reise in reichem Maße bietet. Wir blieben drei Winter abwechselnd in Verona, Florenz, Pisa und

Neapel. Im vierten Jahre zwang uns die Kränklichkeit Ehrichs zur Rückkehr, denn das Ordnen seines Vermögens lag ihm am Herzen. Bei meiner Ankunft in der Heimath lernte ich Anton Emil von Sydow kennen, der kurz zuvor seine Gattin, Ida von S., verloren hatte. Der junge Witwer lebte bei seinem Bruder, Andreas Ernst von Sydow, der noch unverheirathet war. Demnach hatte ich mich durch die Anfangsbuchstaben der Vornamen zu einer Täuschung verleiten lassen, die den unglücklichsten Schritt, den ich je im Leben gethan, zur Folge gehabt."

„Sie waren ja die Gattin eines reichen Mannes, der mit einem Fuße bereits im Grabe stand!" sagte der Baron in schmerzlicher Bitterkeit.

„Ich war es, ohne daß die Welt darum wußte."

„Das Bekanntwerden hing ja nur von Ihnen ab."

„Und von meinem Gatten, der sich sonderbarer Weise seiner Verheirathung zu schämen begann, je hinfälliger er ward. Es gab Tage, an denen ich ihn für geisteskrank hielt. Der furchtbarste Gedanke war ihm, daß es bekannt würde, ich sei seine Frau."

„Haben Sie nie den Grund davon erfahren?" fragte der Baron gespannt.

„Ich kenne den Grund; aber Sie erlauben mir, daß ich ihn jetzt noch verschweige, überhaupt so lange, als es nach meinem Ermessen nöthig ist.

Der Baron verneigte sich ironisch lächelnd. Sabine fuhr fort:

„Das Schicksal schien mich dafür, daß ich mich mit dem alten Manne verheirathet hatte, doppelt bestrafen zu wollen: ich erhielt die Gewißheit, daß Andreas von Sydow zurückgezogen lebte, und daß mein mir heimlich angetrauter Mann keine Miene machte, die Zukunft seiner Frau zu sichern. Er verkaufte nach und nach seine Grundstücke, und legte die gelösten Kapitalien bei verschiedenen Aktien-Gesellschaften an. Sein Geiz nahm rasch zu, wie seine zehrende Krankheit. Ich konnte nicht über so viel Geld verfügen, als nöthig war, um die Verpflegungskosten für mein Kind zu zahlen. Meine Lage wurde mit jedem Tage drückender. Ich machte meinem Manne deshalb ernste Vorstellungen.

„Ah, Sabine! haben Sie denn ein Recht zu fordern?" fragte er kalt.

„Ich bin ihre Frau, Herr von Elsborn!" antwortete ich ihm; „und die Frau hat dem Manne gegenüber gewisse Rechte, die kein Gesetz ihr streitig macht."

„Wohl, aber die Ehre!" sagte mein Mann mit einem furchtbaren Blicke.

„Die Ehre — was soll das heißen?"

„Fragen Sie Ihr Gewissen."

„Ich erbleichte. Der hagere Mann sah mich mit seinen mattglänzenden, von der Krankheit vergrößerten Augen an. Dann wollte er mich verlassen.

„Bleiben Sie, Herr von Elsborn! Was haben Sie mir vorzuwerfen?“

„Daß Sie mich schmählich betrogen haben.“

„Sie haben mich gekannt, und mein Leben beobachtet.“

„Ich habe aber nicht gewußt, daß Sie heimlich ein Kind erziehen lassen, und daß der Vater dieses Kindes mein Feind, der Oberst von Melin, ist.“

„Abscheuliche Lüge!“ rief ich entrüstet.

„Leugnen Sie nicht, ich habe einen wackern Gewährsmann.“

„Wen?“

„Den Baron Emil von Sydow.“

„Den Bruder des Barons Andreas?“

„Ja.“

„Das freilich ist ein glaubwürdiger Mann!“ rief ich niedergeschmettert.

„Mein erster Gedanke war der an die Rache dessen, der mich für treulos gehalten. Andreas von Sydow sprengte mit Hilfe seines Bruders dieses Gerücht aus, um mir bei meinem Manne zu schaden. Ohne Zweifel hatte er meinen Plan durchschauet. Eine Bitterkeit bemächtigte sich meiner, die mich fast der Besinnung beraubte. Es dauerte lange, ehe ich so viel Fassung gewann, um das Gespräch fortzusetzen. Ehrich von Elsborn saß lächelnd in seinem Lehnstuhle, er schien sich an meiner Bestürzung zu weiden. Sollte ich mich

vor einem Manne demüthigen, dem ich größtentheils aus Mitleid meine Hand gereicht? Ich hatte ihn für geisteskrank gehalten; jetzt begriff ich, daß er ein kalter, gefühlloser Charakter war, der Forderungen an mich stellte wie ein junger, liebenswürdiger Mann. Es gab eine stürmische Szene.

„Mein Herr!“ sagte ich ihm, „eine liebende Gattin konnte ich Ihnen nicht sein, denn wir stehen in zu verschiedenen Lebensaltern; ich glaube annehmen zu dürfen, daß Sie dies auch nicht erwarteten, als Sie um meine Hand anhielten.“

„Und was soll ich erwartet haben nach Ihrer Meinung?“

„Daß Sie mich als Ihre Pflegerin an sich fesseln wollten.“

„Wie schön Sie die Sachen zu wenden wissen!“ rief der Kranke höhnend.

„Ich nehme die Verhältnisse, wie sie sind.“

„Demnach haben Sie recht gethan, mir Ihre Schande zu verschweigen, mir, Ihrem Gatten. Vergessen Sie nicht, daß ich Edelmann bin!“ fuhr er auf.

„Sie weisen meine Pflege zurück, Herr von Elsborn!“

„Gewiß, gewiß — sie ist mir zu theuer!“

Der Zorn übermannte mich.

„Und eine Gattin kann ich Ihnen nicht sein!“ rief ich aus.

„Wohlan, so lassen wir uns scheiden.“

„Ich bin zufrieden.“

„Sie werden eine Pension von dreihundert Thalern erhalten.“

„Die ich annehme, weil ich sie mit Recht beanspruchen kann.“

„Die Scheidung fand ohne Schwierigkeit statt; Ehrich von Elsborn beseitigte Alles mit seinem Gelde. Um mich vor der Medisance zu sichern, lebte ich still und eingezogen in Köln, wo mich Niemand kannte. Mein Kind wollte ich bis zu einem gewissen Alter bei den Bauersleuten lassen, denen ich es anvertraut hatte. Da hörte ich, daß Andreas von Sydow Elsborn gekauft habe. Der Zufall brachte ihn also in die unmittelbare Nähe seines Kindes. Noch zwei Jahre war es mir möglich, die Erziehungskosten zu bezahlen, dann aber starb Ehrich von Elsborn und meine Pension erlosch. Da der alte Narr, wie man aus einem hinterlassenen Briefe ersah, sich aus Ueberdruß das Leben genommen, ohne meiner zu gedenken, fiel sein Vermögen einer Seitenlinie zu, deren Glieder mir völlig unbekannt sind. Ich lebte von dieser Zeit an in der drückendsten Armuth.“

„Warum haben Sie sich nicht an mich gewendet?“ fragte der Baron wie zerstreut.

„An Sie?“ rief Sabine verwundert.

„Ich lebte in guten Verhältnissen.“

„Wohl Ihnen, Herr Baron! aber wenn ich zu stolz war, mich vor Ehrich von Elsborn zu demüthigen, würde mich Nichts in der Welt bewogen haben, Ihnen zu zeigen, daß Ihre niedere Rache gelungen war. Denken Sie daran, daß Sie mich bei meinem Manne verdächtigt hatten."

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Es ist wohl möglich," sagte er, „das mein Bruder Emil jene Vermuthung, vielleicht auch die Behauptung bezüglich des Obersten, ausgesprochen hat; ich aber weiß Nichts davon, ich höre in diesem Augenblicke das erste Wort. Mein Leben ist still verflossen; ich bin mit der Welt in keine Berührung gekommen. Hätte Emil in meiner Gegenwart eine derartige Aeußerung gethan, ich würde ihm Schweigen geboten haben. Uebrigens hat er nie erfahren, daß ich einst liebte, und daß dies der Grund ist, der mich veranlaßt, stets Garçon zu bleiben. Als ich an jenem verhängnißvollen Abend in Ihrem Hause meinem Nebenbuhler begegnete, haben wir uns gegenseitig nicht erkannt. Der Oberst ist mein Jugendfreund; aber gestern Abend erst hat es der Zufall gewollt, daß wir uns als Nebenbuhler erkannten. Wir haben Sie an dem Bette der kranken Bäuerin gesehen."

Eine Pause trat ein; jede der beiden Personen dachte einige Augenblicke über die stattgehabte Aufklärung nach.

„Herr Baron!" sagte Sabine plötzlich, „ich habe Ihnen mitgetheilt, was Sie wissen mußten, um mich

zu beurtheilen und nicht vorschnell meine Thaten zu verdammen — darf ich jetzt die Absicht kennen lernen, die Sie zu mir in diese einsame Moorschenke führt?"

„Ich will offen sein, Madame! — nach den Vorgängen mußte ich Sie für strafbar halten —"

„Mein Herr! hat sich keine Stimme zu meinen Gunsten in Ihnen geregt?"

„Was Sie an mir gethan, habe ich Ihnen längst verziehen; aber daß Sie Ihr Kind dem Mangel preisgegeben, ist ein Beweis von . . ."

„Sprechen Sie nicht aus, Herr Baron!" unterbrach ihn Sabine eifrig. „Aus den Verhältnissen des Kindes können Sie auf die der Mutter schließen."

„Mein Gott!"

„Ich leugne nicht, das ich oft Noth gelitten habe."

„Warum aber gaben Sie das Kind in die Hände von Menschen, die es nur zu einem niederen Landmädchen erziehen konnten?"

„Auch auf diese Frage will ich Ihnen antworten. Sie wissen, mein Herr! daß ich mich aus Liebe zu meinem Kinde mit einem alten, verdrießlichen Manne verheirathete, nachdem ich die Gewißheit hatte, daß der Gegenstand meiner Liebe mir verloren war. Mein Herz hatte jetzt kein anderes Gefühl mehr, als das der Mutterliebe. Meinem Kinde würde ich Alles geopfert haben. Die Neigung zu dem Geliebten gibt sich rückhaltslos — die Liebe der Mutter berechnet. Ich gab das Kind

in eine niedere Sphäre, um den Argwohn desto sichrer abzuleiten. Meine Spekulation war leider eine verfehlte, und ich mußte die Rücknahme meines Kindes verschieben. Jetzt aber sehen Sie mich bereit, meine Tochter mit mir zu nehmen."

„So sind Sie glücklicher als sonst?" fragte der Baron in einem weichen Tone.

„Ich bin wenigstens so glücklich, daß ich meine Mutterpflichten erfüllen kann."

„Sabine! verscheuchen Sie die letzten Zweifel, lassen Sie mich ruhig in die Vergangenheit zurückblicken — gestatten Sie mir eine Frage."

„Was wollen Sie wissen?"

„Wer ist jener junge Mann, der mich von dem Eintritte in diesen Garten abhielt."

Sabine reichte ihm bewegt die Hand.

„Diese Frage," sagte sie mit zitternder Stimme, „ist mir ein Beweis, daß die arme Sabine noch ein Plätzchen in Ihrem Herzen besitzt, und daß Sie nicht haßten, wie ich wähnte. Fürchten Sie diesen jungen Mann nicht, er kompromittirt weder meine Ehre, noch kann er das Gefühl beeinträchtigen, das Sie mir noch bewahrt haben."

„Aber wer ist er? Wer ist er?"

„Mein Bruder Stephan."

„Ihr Bruder?"

„Sie haben nie von ihm gehört, ich weiß es; aber glauben Sie mir, er ist mein jüngerer Bruder.

Auch ihn verfolgt ein hartes Geschick. So jung noch, ist er schon Gatte und Vater. Dort kommt er selbst."

Stefan trat in die Laube.

„Die zur Abreise festgesetzte Stunde ist längst vorüber," sagte er; „ich weiß nicht, ob ich recht gehandelt, wenn ich unterlassen hätte, Dich daran zu erinnern, Schwester!"

Der Baron prüfte die beiden Geschwister durch einen forschenden Blick; er fand, daß in Beider Zügen eine Aehnlichkeit lag. Stefans interessantes, bleiches Gesicht, trug den Stempel einer tiefen Melancholie; seine Blicke waren düster, unruhig.

Sabine stellte mit dem Takte der fein gebildeten Dame die Männer einander vor. Bei Nennung des Namens „von Sydow" zuckte Stefan leicht zusammen. Die Schwester bemerkte es.

„Der Besuch des Herrn Barons ist mir nicht nur angenehm, er ist für mich auch von großer Wichtigkeit," fügte sie hinzu; „darum bitte ich Dich, die Abreise so lange aufzuschieben, bis unsere Unterredung zu Ende ist."

Stefan grüßte unbefangen, und entfernte sich. Man sah ihn rasch durch den Hauptweg des Gartens gehen. Als er verschwunden war, sagte der Baron:

„Sabine, es scheint ein unglücklicher Stern über uns zu walten! Ich bekenne, daß ich mit dem festen Entschlusse gekommen bin, der sorglosen Mutter das

Unrecht vor Augen zu führen, und jetzt begreife ich, daß ich im Unrechte bin, denn ich habe mich durch den Schein verleiten lassen, Sie zu verurtheilen. O! glauben Sie es mir, ich habe bis zu diesem Augenblicke viel gelitten!"

Er zog ihre Hand an seine Lippen, und küßte sie innig. Dann betrachtete er den Ring, der an Sabinens Finger glänzte.

„Mein Ring!" rief er bewegt aus.

Sabine neigte sich und küßte seine Stirn.

„Ich habe ihn nur so lange abgelegt," antwortete sie, „als die Pflicht erforderte, einen andern zu tragen. Seit ich wieder frei bin, hat er nie meine Hand verlassen."

Der Baron sank zu ihren Füßen nieder; er sah schweigend, aber mit bittenden Blicken zu ihr empor. In Sabinens schönen Augen erschienen Thränen. Der wogende Busen verrieth den Kampf der in ihr vorging.

„Andreas!" flüsterte sie, schmerzlich „ich darf Dir nicht angehören."

„Was hindert Dich?"

„Der verhängnißvolle Stern, der über unsern Häuptern schwebt."

„Bist Du nicht frei?" fragte er sich erhebend.

„Mein Herz ist frei; aber meine Hand ist gebunden. Ich bin, von dem Leben gedrängt, Verpflichtungen eingegangen, die ich erfüllen muß. Andreas, wollte ich jetzt dem Gefühle folgen, das Dein Anblick in mir er=

regt, ich würde zur Verrätherin an meiner Liebe zu Dir werden. Kannst Du es, so übertrage Deine Neigung an Lisa, Deine und meine Tochter. An mich denke wie an eine Unglückliche, die eines geheimnißvollen Todes gestorben ist."

Andreas von Sydow sah sie bestürzt an. Die schöne Frau hatte ihr Gesicht mit dem Tuche verhüllt, sie weinte. Ihre Thränen mußten aufrichtig sein, denn man hörte ein leises, krampfhaftes Schluchzen.

„Wir trennen uns," sagte sie dann mit gewaltsam angeeigneter Ruhe. „Wir müssen uns trennen. Willst Du unser Kind behalten, so mag sie als Kaspars Tochter gelten; erziehe sie zu einem guten Landmädchen, damit sie die große Welt nie kennen lerne, jene Welt, in der die Leidenschaften das Leben verbittern. Ich lasse Dir mein Kind, als ein Pfand der heiligsten, aufopferndsten Liebe. Dieses Opfer kann ich Dir bringen, wenn Du es annehmen willst — mehr nicht."

„Ich behalte das Kind!" rief rasch der Baron.

„Dank, dank, mein geliebter Mann!"

„Sehen wir uns wieder?"

„Frage das Schicksal!"

Sie warf sich an seine Brust, indem ihre Thränen von Neuem floßen. Andreas küßte sie und drückte sie innig an sich.

„Sabine! zersprenge gewaltsam die Fesseln, die Dich hindern, frei zu handeln."

Sie schüttelte traurig das reizende Haupt.

„Der Tag kommt, der Dir Aufklärung bringt,“ antwortete sie. „Bis dahin glaube mir, daß wahre Liebe zu Dir meine Handlungen leitet. Unser Leben ist durch die Macht der Verhältnisse verbittert; kämpfe, Andreas! wie ich kämpfe. Wir werden zwar spät siegen, aber wir können uns als Sieger nur des Abends unseres Lebens erfreuen.“

Sabine schloß ihn noch einmal an ihr Herz, dann verschwand sie aus der Laube. Der Baron war wie betäubt auf den Stuhl gesunken. Lange starrte er wie ein Träumender vor sich hin. Da sah er das Taschenbuch Sabinens auf dem Tische liegen; er nahm es und eilte aus dem Garten in das Haus, von da in die Thüre, die nach der Wiese führte. In großer Entfernung fuhr ein Wagen die Chaussée hinab, die sich in schnurgerader Linie durch die Moorwiese zog. Man sagte ihm, daß die Dame vor zehn Minuten abgereist sei. Der Baron gab Befehl sein Pferd vorzuführen. Er schwang sich in den Sattel und sprengte den Weg zurück, den er gekommen war. Mancherlei Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, er wußte nicht, ob er es billigen sollte, daß er seinem weichen Herzen Sabinen gegenüber gefolgt war, oder nicht. Zwar mußte er sich sagen, daß ihre Rechtfertigung die Sache in ein anderes Licht stellte, und daß er selbst einen großen Theil der Schuld dadurch auf sich geladen, daß er sein Verhältniß mit ihr so rasch

abgebrochen hatte; aber seine Selbstsucht hatte von Sabinen eine Annäherung erwartet, zumal da ihr Mutterpflichten zu erfüllen oblagen. Da fiel ihm ein, daß der Brief, den man auf dem Tische in der Holzhauerhütte gefunden, an den Obersten, und nicht an ihn gerichtet war. Der Reiter schlug sich mit der Hand an die Stirn und murmelte:

„Ueber diesen Punkt hat sie mir keine Aufklärung gegeben! Vielleicht kann ich sie von dem Obersten erhalten, wenn dieses Taschenbuch Nichts darüber enthält."

Der Baron kam in dem Hofe seines Schlosses an. Der Oberst erwartete ihn in dem kleinen Speisesaale.

„Hast Du Sabinen gefunden?" fragte er lächelnd.

Andreas gerieth ein wenig in Verlegenheit; um nicht gerade mit der Sprache herauszurücken fragte er:

„Wie kommst Du auf diese Vermuthung?"

„Mein lieber Freund! man hat so seine Vermuthungen, wenn man die Umstände zusammenhält. Und gestehe es nur, jenes Kind liegt Dir am Herzen. Du hast also Sabinen gesprochen?"

„Ja," antwortete der Baron mit der ihm eigenen Offenheit.

Der Oberst lächelte spöttisch vor sich hin.

„Fast beneide ich Dich um dieses Glück!"

„Nenne es nicht Glück Paul!"

„Ah!" rief Paul gedehnt, indem er aufstand. „Hat die glatte Weiberzunge Dich mürbe gemacht."

„Nein."

„Warum hälst Du es für ein Unglück, Dein altes Liebchen getroffen zu haben?"

„Paul! Du bist mein Freund."

„Auf den Du stets rechnen kannst."

„Hat Dir Sabine je Versprechungen gemacht?"

„Durch ihre Mutter. Doch laß dieses unerquickliche Thema," sagte verdrießlich der Oberst. „Ich habe mit jener Zeit meines Lebens abgeschlossen, und richte meinen Blick nur noch auf die Gegenwart und auf die Zukunft. Laß uns zu Tische gehen, denn in zwei Stunden gedenke ich abzureisen. Ein Brief benachrichtigt mich, daß meine Anwesenheit in Köln nöthig ist. Uebrigens erinnere Dich an das Versprechen, das Du mir gegeben hast."

Nach Tische traf der Oberst seine Vorbereitungen zur Abreise. Andreas hätte gern noch einmal die Briefangelegenheit berührt; um sich aber keine Blöße zu geben, schwieg er. Und wozu würde es ihm genützt haben, einen tieferen Blick in die Sache werfen zu können? Sabine existirte ja für ihn nicht mehr, und darum nahm er sich vor, wie der Oberst mit der Vergangenheit zu brechen. Gegen Abend nahm Paul Abschied, und der Baron befand sich allein auf seinem Gute. Nun nahmen ihn die Angelegenheiten der Gegenwart so in Anspruch, daß er eine heilsame Zerstreuung darin fand, die nöthig gewordenen Anordnungen zu treffen.

Ueber Lisetten zu wachen und sie zu erziehen, blieb sein fester Vorsatz. Damit aber die Welt der Meinung bleibe das Mädchen sei die verwaiste Tochter des unglücklichen Kaspar, und er habe sich ihrer nur aus Mitleid angenommen, sollte sie wie ein schlichtes Landmädchen erzogen werden.

Die Zeit der Rückzahlung des gekündigten Kapitals rückte heran. Andreas setzte sich mit dem Banquier des Obersten in Korrespondenz; er erhielt eine befriedigende Antwort, und vier Wochen später war die Geldangelegenheit geordnet. Der Baron schuldete dem Obersten die Summe von dreißigtausend Thaler. Nun verfloß die Zeit, ohne daß bedeutende Ereignisse eintraten. Lisette wuchs fröhlich heran, und mit jedem Jahre prägte sich ihre Aehnlichkeit mit der Mutter deutlicher aus. Der Schulmeister und der Pfarrer des nahen Dorfes wurden mit dem Unterrichte beauftragt und Andreas hatte die Freude, ein schönes, kindliches Gemüth sich entwickeln zu sehen. Lisette erkannte die Güte ihres Wohlthäters, sie hing mit der Ergebung und Liebe einer Tochter an ihm. Jeder wußte, daß sie das verwaiste Kind Kaspars war, und sie selbst hielt sich dafür.

Die Vermögensumstände des Barons wollten sich trotz der angewendeten Mühe nicht bessern. Die Mißernten mehrerer Jahre und verschiedene Unglücksfälle in dem Viehstande bereiteten ernste Verlegenheiten. Der

Besitzer von Elsborn hatte oft Mühe, die Zinsen und Steuern zu zahlen, die ihm jährlich zu entrichten oblagen. In der Noth veräußerte er oft eine Wiese oder ein Ackerstück. So ging auch das Territorium fort, auf dem Kaspars Häuschen stand.

Der Oberst hatte lange nichts von sich hören lassen; es schien, als ob er den Freund und das Schuldverhältniß vergessen habe. Andreas erfuhr zufällig, daß der frühere Soldat ein Geschäftsmann geworden sei und sich bei allen größeren Aktienunternehmungen betheilige. Ein Wollhändler hatte gesagt, daß der Oberst von Melin in der Stadt für einen Millionär gelte, und daß sich sein Vermögen noch täglich vergrößere; er habe Glück in allen seinen Spekulationen, und sei in der größeren Geschäftswelt ein gesuchter Mann.

„Ich allein bleibe zurück," dachte mißmuthig der Baron. „Während ich mühsam meine Felder bebaue und mit tausend Sorgen zu kämpfen habe, gewinnen Andere große Summen im Nichtsthun."

Trotzdem aber konnte er sich nicht entschließen, dem modernen Aktientreiben beizutreten; es fehlte ihm an Muth, seine kleinen Kapitalien zu wagen, deren Verlust seinen Ruin herbeiführen konnte. Von Sabinen erhielt er weiter keine Kunde; mit schmerzlichem Bedauern nahm er an, daß sie moralisch untergegangen, wenn sie noch am Leben sei. Dafür aber hatte er seine Freude an der aufblühenden Lisette, die von Allen, welche sie

kannten, geliebt und geachtet ward. Man hielt sie wie die Tochter vom Hause.

Eines Tages trat Brock, der zum Verwalter und Hofinspektor avancirt war, zu seinem Herrn in das Zimmer.

„Was bringst Du, Brock?"

„Eine seltsame Neuigkeit, gnädiger Herr!"

„Nun?"

„Ich habe die Frau wiedergesehen die Sie in der Moorschenke einst besucht haben."

„Wo?"

„In der Holzhauerhütte."

„Wann?"

„Vor einer Stunde."

„Hast Du mit ihr gesprochen?"

„Ja!"

„Brock, theile mir Alles mit."

„Deshalb bin ich gekommen, gnädiger Herr!"

„Erzähle, erzähle!"

„Damals war die Frau schön und elegant gekleidet."

„Ich weiß es."

„Jetzt ist sie häßlich und trägt sehr dürftige Kleider."

„Unmöglich!"

„Ja, Herr Baron! ich hätte sie fast nicht wieder erkannt. Und dabei sieht sie so traurig und bekümmert aus, daß man unwillkürlich Mitleiden mit ihr haben

muß. Auch scheint es mir, als ob ihr Verstand ein wenig gelitten hätte."

„Brock! was veranlaßt Dich zu diesem Schlusse?"

„Ich komme zu Pferde von dem Kraienkampe, den ich dieses Jahr mit Weizen bestellen lasse. Der Weg führt, wie Sie wissen, an dem Holzhauerhäuschen vorbei, das jetzt der Handelsjude Wolf bewohnt. Der Mann hat hübsch gebaut und scheint sich ganz wohl zu befinden."

„Laß den Juden und erzähle von der Frau!" rief ungeduldig der Baron.

„Ich reite also vor das Fenster des Juden, um ihn nach meinem Lotterielose zu fragen. Kaum sieht er mich, so ruft er aus: da kommt der Verwalter vom Gute — fragen Sie ihn nach dem Herrn Baron. Gleich darauf trat eine blasse Frau aus der Hausthüre. Nun legt sie mir eine Menge wunderlicher Fragen vor, die ich nicht beantworten konnte, auch wenn ich die Absicht dazu gehabt hätte. Endlich fragt sie auch nach der kleinen Lisette. Ich sage ihr, was ich von dem lieben Kinde weiß. Da fängt die Frau so heftig zu weinen an, daß sie sich auf der Steinbank vor dem Hause niedersetzen mußte."

Der Baron war tief bewegt.

„Während dieser Zeit," fuhr Brock fort, „erinnere ich mich, daß es dieselbe Frau war, der ich einst die Papiere von dem verstorbenen Kaspar holen sollte. Um

sie von dem neugierigen Juden zu entfernen, stieg ich vom Pferde und bat sie, daß sie mich eine Strecke Wegs begleite. Sie that es. Nun theilte sie mir mit, daß sie Lisetten sehen wolle. Ich gab ihr zu verstehen, daß dies ohne die Einwilligung des gnädigen Herrn kaum möglich sei; wenigstens könne ich ihr meine Hilfe nicht zusagen."

„Recht, Brock! recht. Was antwortete die Frau?"

„Sie ging lange schweigend neben mir her; endlich rief sie: gut, so werde ich mich an den Herrn Baron wenden. Nun ging sie mit mir auf das Schloß."

„Die Frau ist hier?"

„Ja, gnädiger Herr!"

„Und wo?"

„Sie sitzt auf der Hausflur."

„Laß sie sogleich kommen, Brock! Sage Niemandem, in welcher Absicht die Frau hier ist. Lisette darf es um keinen Preis erfahren."

Brock ging hinaus. Nach zwei Minuten ließ er eine bleiche, ärmlich gekleidete Frau eintreten. Wäre der Baron nicht vorbereitet gewesen, er würde sicherlich in dieser Erscheinung nicht Sabinen, die einst so glänzende Schönheit, erkannt haben. Ihr Gesicht war blaß und abgemagert, aber man konnte es immer noch schön nennen. Die Züge desselben waren fein und regelmäßig. In dem dunkeln, immer noch vollen Haare zeigten sich einige Silberstreifen. In der Nähe des feinen Mundes

und an der freien Stirn gewahrte man die ersten Furchen. Sabine trug ein Kleid von grauer Wolle und ein Umschlagtuch von ungewisser Farbe. Den Kopf bedeckte ein schwarzer einfacher Sammthut, der verschossen und an einigen Stellen verbogen war.

Der Baron war tief erschüttert, als er einen Blick auf die Eintretende geworfen hatte.

Sabine grüßte, wenn auch befangen, doch graziös.

„Ich sehe," begann sie mit bewegter Stimme, „daß Du mich erkannt hast, Andreas! Deine schweigende Verwunderung gibt es mir deutlich zu erkennen. Seit wir uns das letzte Mal gesehen, ist eine große Veränderung mit mir vorgegangen."

„Leider! Leider!" murmelte der Baron.

„Aber fürchte darum nicht, daß ich Deine Mildthätigkeit in Anspruch nehme."

„Sabine! dieser Stolz ist nicht am rechten Orte."

„Vielleicht doch."

„In diesem Falle begreife ich nicht . . ."

„Warum ich gekommen bin?" fragte Sabine mit einem schmerzlichen Lächeln. „Ich vermuthe, daß mein Tagebuch in Deiner Hand zurückgeblieben ist."

„Ganz recht. Es steht zu Diensten."

„Und dann will ich mein Kind sehen."

Der Baron führte den seltsamen Gast zu dem Sopha; er fühlte, daß Sabinens Hand zitterte, als er sie berührte.

„Sabine!“ begann er in einem fast feierlichen Tone, „zu den Dingen, die man für unglaublich hielte, wenn sie nicht geschehen wären, gehört das Verhältniß, in dem wir zu einander stehen. Ich leugne nicht, daß mir die Zeit unserer Liebe immer noch heilig ist, und daß ich in der Erinnerung an diese Zeit ein schmerzliches Glück finde; aber die nach und nach eingetretenen Verhältnisse schwächen mit jedem Jahre, mit jedem Monate, fast möchte ich sagen, mit jedem Tage die Freude an der Vergangenheit. Das Alter kommt, und mit ihm die Gleichgiltigkeit. Die Sorgen des materiellen Lebens nehmen den ersten Platz ein.“

„Du hast Sorgen, Andreas?“ fragte Sabine verwundert.

„Ich habe Elsborn zu theuer bezahlt.“

„Und ich dachte, als ich Ehrich bestimmte, Dir das Gut zu verkaufen, Deine Existenz würde gesichert sein.“

Der Baron sah erstaunt auf.

„Wie,“ fragte er, „Du gabst die Veranlassung?“

„Um Dir das zurückzugeben, was ich von Dir empfangen habe —“

„Berühre diesen Punkt nicht, Sabine!“

„Und um unserem Kinde ein Erbtheil zu sichern.“

„Hast Du so fest auf meine Bereitwilligkeit gehofft, diesen Plan fördern zu helfen?“

Das Gespräch ward durch ein leises Klopfen an der Thüre unterbrochen.

Der Baron kannte dieses Klopfen; er stand überrascht auf.

„Wer kommt?“ fragte Sabine, indem sie den Baron zurückhielt.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, ehe Du Lisa siehst.“

„O, fürchte nicht, daß ich mich verrathe.“

„Willst Du es mir versprechen?“

„Mein Wort darauf!“

„Sabine! Deines eigenen Kindes willen —“

„O, fürchte Nichts, Andreas!“

Als ob sich Sabine nicht Kraft genug zutraute, den nächsten Augenblick im Stehen zu erwarten, so setzte sie sich auf den Sessel zurück.

„Mein Gott!“ flüsterte sie.

Der Baron öffnete die Thüre.

Lisette trat wirklich ein.

„Herr Baron . . .!“

Die Worte erstarben dem jungen Mädchen auf den Lippen, als sie die Frau sah, die sie mit einem unbeschreiblichen Blicke anstarrte.

„Was willst Du, mein liebes Kind?“ fragte mild der Gutsherr.

Lisette gerieth in große Verlegenheit.

„Sie haben Besuch, Herr Baron! — ich komme später wieder.“

Dann wollte sie sich rasch zurückziehen.

„Bleibe, mein liebes Kind!“ stammelte Sabine mit Anstrengung.

Das Kind sah fragend den Baron an, der unschlüßig war, ob er seine Zustimmung ertheilen sollte oder nicht, denn Sabine schien ihre Gemüthsbewegung nicht länger bemeistern zu können.

„Bleibe!“ sagte er endlich wie aus Mitleiden.

Sabine sandte ihm einen dankbaren, von Thränen umflorten Blick zu.

Lisette war jetzt fünfzehn Jahre alt, ein schönes, blühendes Mädchen. Die Spuren des früheren traurigen Lebens in der Holzhauerhütte waren verwischt. Trug sie auch nicht moderne, städtische Kleider, so saß ihr doch das schwarze Sammtmieder so eng und zierlich um die schlanke Taille, daß ihr Wuchs einen aristokratischen Anstrich erhalten hatte. Das faltenreiche Röckchen von blauem Merino ging kaum bis an die Knöchel des kleinen, mit einem schneeweißen Strumpfe bekleideten Füßchens, das in einem glänzenden Lederstiefel stak. Das blonde Haar theilte sich über der Stirn zu einem glänzenden Scheitel, und fiel in zwei starken, langen Flechten über den Rücken herab. Rosige Züge und lachende Augen vollendeten das Bild der Jugend, Sorglosigkeit und des Frohsinns.

Der Baron hatte Mutter und Tochter still betrachtet. Eine auffallende Aehnlichkeit herrschte zwischen Beiden.

Das Kind stand verwundert in der Mitte des Zimmers; es schien mit den Blicken zu fragen, was man mit ihm vorhabe.

„Lisette!" sagte der Baron, um der peinlichen Szene ein Ende zu machen, „laß heute für drei Personen decken; diese Dame ist bei Tische unser Gast."

Das Kind machte eine kurze Verbeugung, die ihm reizend stand, denn sie ward mit einer natürlichen Grazie und Anmuth ausgeführt.

„In dem rothen Zimmer?" fragte die Dienstfertige.

„Ja."

Lisette verschwand. Kaum hatte sich die Thüre geschlossen, als Sabine ihren Platz verließ, dem Baron näher trat und ihm die Hand reichte.

„Andreas!" sagte sie unter Thränen, „wie soll ich Dir danken?"

„Dadurch, daß Du unser Geheimniß bewahrst. Du würdest den Frieden des Kindes zerstören, wolltest Du ihm den Glauben an seine Eltern nehmen."

„Ich stehe allein, ganz allein in der Welt!"

„Wer trägt die Schuld?" fragte kalt der Baron.

„Ich habe keine Zerstreuung außer meiner Tochter."

„Sabine! was willst Du sagen?"

„Habe Mitleiden, Andreas!"

„Ich zittere, daß ich Dich recht verstehe."

„Gib mir meine Tochter zurück!" bat sie mit gefalteten Händen.

Der Baron ließ sie einige Augenblicke in dieser Stellung. Dann führte er sie mit kalter Galanterie zu dem Sopha zurück.

„Eine Mutter, die ihr Kind liebt, reißt es nicht aus glücklichen Verhältnissen, um es einer ungewissen Zukunft preiszugeben. Du bist seit fünfzehn Jahren Deiner Tochter fremd geblieben, und ich kann annehmen, daß sie Dir wenig am Herzen liegt. Was würde man von mir denken, wenn ich meine Pflegetochter den Händen einer Frau übergäbe, die mit den Wechselfällen dieses Lebens zu kämpfen hat? Und, Sabine! gilt Dir meine Liebe zu dem Kinde Nichts?“

Die bleiche Frau hatte mit einem schmerzlichen Lächeln zugehört.

„Ich leugne nicht,“ fuhr der Baron fort, „daß Lisa das einzige Band ist, daß mich an das Leben knüpft. Ich halte sie für meine leibliche Tochter, und sollte ich in einer Illusion leben, so ist dies eine schöne, eine beglückende Illusion. Lisette bleibt unter meiner Obhut!“ fügte er bestimmt hinzu.

Sabine zuckte leicht zusammen.

„Gönnst Du der Mutter nicht, sich an dem Anblicke ihres Kindes zu stärken?“ fragte sie.

„Ich bedenke die obwaltenden Verhältnisse; es muß Dir zum Troste gereichen, daß das verlassene Kind eine bleibende Stätte, einen väterlichen Schutz gefunden hat.“

„Andreas! ich kann mich nicht wieder von meiner Tochter trennen.“

„Ich würde mich dazu entschließen, wenn ich ein Heil darin erblickte.“

„Andreas! ich habe Rechte.“

„Mache sie geltend!“

„Was ist das?“ flüsterte Sabine bestürzt. „Du willst mich zwingen . . .“

„Das Glück Deines Kindes zu befördern.“

Das bleiche Gesicht Sabinens röthete sich, ihre großen dunkeln Augen blitzten. Aber nur wie ein Strahl zuckte diese innere Bewegung auf, dann kehrte die vorige Ruhe zurück.

In diesem Augenblicke trat Lisette wieder ein.

„Verzeihung, Herr Baron! daß ich zum zweiten Male komme,“ sagte schüchtern, aber freundlich das Kind.

Lisette küßte die dargereichte Hand des Barons.

„Was bringst Du denn, mein liebes Kind?“

Das junge Mädchen flüsterte ihm einige Worte in das Ohr.

„Gut; sage dem Verwalter, daß ich später mit ihm darüber sprechen werde.“

„Lisette!“ rief mit zitternder Stimme Sabine.

„Was wünschen Sie, Madame?“

Sie stand rasch auf und küßte in großer Bewegung die reine Stirne des Mädchens.

„Denke, daß Deine Mutter Dich geküßt hat!" flüsterte sie unter Thränen.

Auf einen Wink des Barons entfernte sich Lisette, nachdem sie verwundert die fremde Frau angeblickt hatte. Der Baron schien diesen Ausbruch der Mutterliebe zu mißbilligen. In einem plötzlich veränderten Tone wandte er sich an Sabine, die ihre Thränen trocknete.

„Wie kommt es denn, daß Sie jetzt von so großer Sehnsucht nach Ihrem Kinde erfüllt werden, nachdem Sie jahrelang sich nicht darum gekümmert? Warum wollen Sie das Glück des armen Mädchens durch eine Eröffnung zerstören, die alle meine Plane durchkreuzt? Warum wollen Sie das Loos des Kindes an Ihre unbestimmte Zukunft fesseln?"

„Andreas! ich stehe allein, ganz allein in der Welt!"

„Sie könnten heute meine Gattin sein, wenn Sie die Liebe nicht als ein Börsenspiel betrachtet hätten. Statt Ihrem Herzen die Entscheidung zu überlassen, räumten Sie dem spekulirenden Verstande die Hauptstimme ein. Von dieser Ansicht werden mich weder Ihre Bitten noch ihre Thränen zurückbringen. Und aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich auch Ihr Verhältniß zu Lisetten. Das Kind steht unter meiner Obhut . . ."

„Sie räumen der Mutter keine Rechte ein?" fragte Sabine ernst.

„Ich bin ein Feind aller Streitigkeiten. Arrangiren wir uns. Ich kaufe Ihnen die Rechte an das Kind ab."

„Mein Herr!"

„Kurz und bündig: fordern Sie!"

Sabine schien an dem Ziele ihrer Wünsche zu sein; wenigstens verrieth der Ausdruck ihres Gesichtes, daß sie diese Wendung des Gespräches erwartet hatte. Trotzdem aber flüsterte sie wie gekränkt:

„Sie wollen die Mutterliebe wie eine Waare taxirt wissen und verlangen von mir selbst die Abschätzung. Können Sie mich auch nicht mehr lieben, so kränken Sie mich wenigstens nicht durch solche Zumuthungen und gestatten Sie, daß unsere Gefühle wenigstens in diesem einen Punkte, bezüglich des Kindes, zusammenfließen."

„Was soll das heißen?" fragte der Baron.

Sabine nahm gewaltsam alle ihre Kraft und Ueberwindung zusammen, um die Worte hervorzubringen:

„Verstoßen Sie die Mutter ihres Kindes nicht!"

Dann sank sie auf das Sopha zurück, indem sie ihr Gesicht bedeckte. Ein leises, ersticktes Schluchzen ließ sich vernehmen. Die einst so stolze Schönheit lag zerschmettert vor dem Baron, der früher sein Lebensglück in dem Besitze derselben gefunden haben würde. Er stand nicht mehr in dem Alter der Leidenschaft, die Erfahrung und die Zeit hatten ihn bedächtig gemacht, wenn auch sein Herz noch in der Erinnerung an die erste Liebe schwelgte. Das war nicht mehr dieselbe Sabine, die in seinem Geiste lebte. In schmerzlicher Ent=

rüstung betrachtete er die Frau, die ein so arges Spiel mit ihm trieb. Er konnte dem Ausbruche dieser Entrüstung nicht wehren.

„Als wir uns in der Laube der Moorschenke sprachen,“ begann er mit erregter Stimme, „bewiesen Sie mir aus Ihrem Tagebuche und ich glaubte es, daß Sie mich wahr geliebt hatten, und daß nur ein widriges Schicksal Sie hinderte, Ihrer Liebe zu folgen. Damals war es noch Zeit, das zerrissene Band wieder anzuknüpfen. Sie zogen sich abermals von mir und Ihrem Kinde zurück. Ich schied mit blutendem Herzen. Mein einziger Trost war Lisette, und ich schwor mir, dem Kinde ein liebender, sorgender Vater zu sein. Das Kind liebt und ehrt in mir nur seinen Wohlthäter, und ich hänge an ihm, mit der Zärtlichkeit des Vaters. In diesem Verhältnisse liegt für mich ein unaussprechlicher Trost, ja es entschädigt mich einigermassen für das Mißgeschick meines Herzens, Sie kennen das Kind kaum — ich liebe es; mir steht es näher, als Ihnen; mir ist es dem Herzen ein Bedürfniß — Ihnen vielleicht...“

Der Baron unterbrach sich, er fühlte, daß er zu weit ging.

Sabine zuckte leise zusammen; dann sah sie auf.

„Fahren Sie fort!“ sagte sie kalt.

„Gestehen Sie es, Sabine! die Eitelkeit diktirt Ihnen die Forderung.“

„Die Eitelkeit?“ fragte sie ruhiger.

„Lisette ist ein schönes Kind," warf der Baron hin, um seine Uebereilung wieder auszugleichen. „Ich zahle jeden Preis, um mir meinen Liebling zu erhalten. Fordern Sie, fordern Sie, dann muß es ja leicht werden, die Angelegenheit wie einen Kauf zu betrachten."

„Herr Baron!"

„Spricht bei Ihnen das Herz mit? Sind Sie durch süße Gewohnheiten an das Kind gefesselt? O, wozu wiederhole ich das Alles?"

„Gut ich werde fordern!" sagte rasch Sabine, indem sie ihren Platz verließ. „Gut ich werde aus Rücksicht für Sie die Gefühle in meiner Brust unterdrücken. Vielleicht glauben Sie dann noch an die Uneigennützigkeit und Wahrheit meiner Neigung zu Ihnen. Ich will mich von dem Gegenstande trennen, zu dem mich ein natürliches Gefühl zieht, obgleich ich ihn nur wenig kenne — für Sie, Herr Baron! für Sie." rief sie heftig.

Andreas antwortete durch ein ungläubiges Lächeln.

Dieses Lächeln schien die Frau zu reizen.

„So hören Sie denn meine Forderung!" rief sie laut und aufgeregt. „Sorgen Sie dafür, daß Lisette einst die Besitzerin von Elsborn wird. Man wird keinen Argwohn schöpfen, wenn Sie Ihre Adoptivtochter zur Erbin einsetzen."

„Daß ist mein Vorsatz."

„Veräußern Sie das Gut, so geben Sie mir das Recht, meine Tochter zurückzunehmen."

„Das Kapital bleibt ihr."

„Wir sprechen von dem Gute selbst."

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

„Ich konnte Elsborn nicht besitzen," fuhr Sabine fort, „aber meine Tochter wird es besitzen. Können Sie auf diesen Punkt eingehen?"

Der Baron dachte jetzt an die Schuldenlast, die auf dem Gute haftete. Sollte Sabine darum wissen? Sollte sie aus geheimen Gründen diesen Vorschlag machen? Der Stolz erwachte in dem Gutsbesitzer. Die Erhaltung des schönen Grundstücks war eben keine Unmöglichkeit, und um sich nicht als einen unbemittelten Mann zu zeigen, beschloß er, auf die Bedingung einzugehen. Der Hauptgläubiger war ja der Oberst, sein Freund, von ihm durfte er im schlimmsten Falle Nachsicht, vielleicht weitere Hilfe erwarten.

„Lisette wird meine Universalerbin," sagte er entschlossen, „sie würde es auch dann geworden sein, wenn Sie diese Bedingung nicht an mich gestellt hätten. Sie haben mein Wort."

„Das genügt mir nicht."

„Wie?"

„Verzeihung, Herr Baron!..."

„Haben Sie Gründe mir zu mißtrauen?"

„Nein!" war die Antwort.

„So begreife ich nicht . . .“

„Das Schicksal ist wunderlich, es fügt oft Dinge, die wir nicht für möglich halten, wenigstens nicht vorauszusehen im Stande sind. Wenn ich mich meiner Tochter entäußere, will ich ihr Glück vollkommen gesichert wissen. Diese Gewißheit wird mich trösten, beruhigen.“

„Was fordern Sie also?“

„Sie legen eine Verschreibung in meine Hände nieder.“

Der Baron stutzte. Er erinnerte sich der Aeußerung des Obersten, der ihm gerathen hatte, Elsborn um jeden Preis zu behaupten, damit Sabine nicht über seine Verarmung sich freuen konnte. Er stand überlegend vor der Frau, die ihn scharf ansah.

„Nun,“ fragte sie mit einem ironischen Lächeln, „fällt es Ihnen denn so schwer, das Glück Ihrer Tochter zu sichern, an der Ihr Herz so zärtlich hängt? Sie tadelten mich, daß ich Anstand nähme, ein Opfer zu bringen, mich, die ich Lisetten kaum kenne? Während ich die angeborne Mutterliebe bekämpfe, um mein Kind zu beglücken, liegen Sie mit Ihrem Eigennutze im Streite. Herr Baron! ich könnte Ihnen dieselbe Strafpredigt, und eine noch schärfere halten, als ich vorhin von Ihnen anhören mußte.“

„Sie wollen, daß ich ein Dokument in Ihre Hände lege . . .“

„Sie mißtrauen meiner Ehrlichkeit —“

„Das nicht.“

„Gestehen Sie es ein.“

„Nun ja,“ sagte zögernd der Baron, der hoffte, die Ausstellung eines Dokumentes zu umgehen. „In Anbetracht, daß Lisette Ihnen fremd steht . . .“

„Ah, das ist es!“ flüsterte höhnend die Frau. „Weil ich nach Ihrer Ansicht eine treulose Geliebte war, muß ich auch eine treulose Mutter sein. Mein Herr! Sie haben mich nie gekannt, und ich verzeihe Ihnen diese Kränkung um so lieber, da ich sie nicht verdiene. Beleuchten wir also die Sache mit klarem, ruhigem Verstande. Das Dokument, das ich fordere, sichert Lisetten und nicht mir, das Rittergut Elsborn.“

„Ganz recht.“

„Wie ist es nun möglich, daß ich das Papier zu meinem Vortheile verwenden kann, im Falle ich mein eigenes Kind betrügen wollte? Lisette bleibt immer Ihre Erbin, es sei denn, daß Sie sie überleben. Meine Bedingung ist so uneigennütziger Natur, daß ich Ihr Mißtrauen anstaunen muß. Der scharfsinnigste Mensch würde keine Unredlichkeit darin finden können. Ihr Dokument bleibt für den Fall in meinen Händen, daß sich eine andere Hand nach dem Gute Elsborn ausstreckt, oder — verzeihen Sie, Herr Baron! wenn ich Ihnen mein Herz ganz darlege — daß Sie Ihre Willensmeinung ändern sollten. Es gibt keinen andern

Preis der mich veranlassen könnte, mich meines Kindes zu entäußern, als das Glück desselben."

Der Baron ging nachdenkend auf und ab. Nach einigen Augenblicken blieb er plötzlich vor Sabine stehen und fragte:

„Was würden Sie thun, wenn ich Ihre Mutterrechte hartnäckig bestritte?"

„Herr Baron!"

„Die Welt weiß, daß Lisette die Tochter des unglücklichen Wilddiebs ist, der sich gegen mich vergangen hat. Während es Ihnen schwer fallen muß, Beweise zur Stelle zu schaffen, habe ich das Zeugniß der ganzen Umgegend für mich. Mehr als eine Person kennt meine Pflegetochter von Kindesbeinen an; sie ist unter den Augen des Pfarrers, der sie getauft hat und unterrichtet, aufgewachsen."

Sabine hatte ironisch lächelnd zugehört.

„Hätte ich nicht ein Papier von dem unglücklichen Kaspar in meinen Händen, so würde ich einen lebenden Zeugen zur Stelle schaffen können."

„Wen?"

„Den Arzt, der mir in der schwersten Stunde meines Lebens beigestanden."

„Wohlan denn," sagte der Baron nach einigem Ueberlegen, „ich sehe keine Gefahr für meinen Liebling in der Erfüllung dessen, was Sie fordern. Sagen Sie sich schriftlich von Lisetten los, und ich gebe Ihnen die Erklärung, daß Lisette meine Universalerbin ist."

Eine Viertelstunde später tauschten Beide die Papiere aus.

„Sie werden der Gast meiner Tochter sein,“ sagte der Baron.

„Erlauben Sie, daß ich mir den Abschied so leicht als möglich mache.“

„Das ist ein Grund, den ich ehren muß. Ich dringe nicht weiter in Sie.“

„Aber eine Bitte erlaube ich mir an Sie zu richten.“

„Sprechen Sie.“

„Lassen Sie mich nach D. fahren.“

Der Baron öffnete ein Fenster.

„Brock!“ rief er.

„Gnädiger Herr?“ fragte eine Stimme in dem Hofe.

„Mein Reisewagen soll sogleich vorfahren.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

„Er soll eine Dame nach D. bringen.“

Bald zeigte ein Gerassel an, daß der Wagen bereit war. Sabine erhob sich, grüßte, wie es schien, gerührt, und verließ das Haus. Draußen sah sie sich noch einmal vergebens nach Lisetten um. Der Baron, der sie begleitete, flüsterte ihr zu:

„Haben Sie noch einen Wunsch, Sabine?“

„Erhalten Sie das Gut Ihrer Tochter!“ war die Antwort.

„Wer sollte es ihr rauben?"

„Der Oberst von Melin vielleicht."

Der Gutsherr gerieth in Verlegenheit.

„Der Oberst?" wiederholte er. „Er ist mein Freund."

„Und Ihr Gläubiger. Ich weiß Alles. Vielleicht schützt Sie dieses Dokument und mein Tagebuch, das ich jetzt in Ihrer Hand zurücklasse."

Sabine stieg in den Wagen, der rasch den Schloßhof verließ.

„Was ist das?" flüsterte der Baron vor sich hin. „Das klang wie eine Warnung. Sollte der Oberst noch immer der Meinung sein, daß ich ihm ein unredlicher Freund gewesen bin? Sollte er mir das Kapital geliehen haben, um mich in seine Gewalt zu bekommen? Nun, die Zeit wird ja lehren, ob er Etwas gegen mich im Schilde führt. Wie es auch kommen möge, Lisette bleibt mein Kind und meine Erbin."

Drei Monate waren seit diesem Tage verflossen. Von Sabinen hatte man auf Elsborn Nichts wieder gehört. Der Baron bebauete seine Felder, ohne sich um die Welt zu kümmern. Sein ganzes Streben ging dahin, die Schulden abzustoßen, die auf dem Gute lasteten. Das Schuldverhältniß zu dem Obersten lag ihm schwer am Herzen. Er wußte nicht, ob er recht gethan, Sabinen das Dokument anzuvertrauen, denn seine Besorgniß ließ ihn argwöhnen, daß man es zu einer geheimen Machination benützen würde. Das räthselhafte Leben

Sabinens gab allerdings Anlaß zu diesem Argwohne, aber was konnte man ausrichten, so lange Lisette in seiner väterlichen Gewalt stand?"

Zunächst sorgte er für seine Tochter, die er täglich lieber gewann, dadurch, daß er das Gut verbesserte und verschönerte. Je mehr es an Werth gewann, je größer ward der Antheil, welcher der Erbin blieb. In dieser Sorge fand er eine wohlthätige Zerstreuung. Lisette lebte ganz ihrem Wohlthäter, sie war glücklich, wenn sie ihm eine kleine Freude bereiten konnte. Brock, der Freund seines Herrn, durfte sich manche Vertraulichkeit erlauben.

„Das Mädchen ist meine einzige Freude auf dieser Welt," äußerte der Gutsherr einmal gegen seinen Verwalter, als dieser ihm erzählt hatte, daß Lisette die kranke Frau eines Arbeiters heimlich unterstütze.

„Ja, Lisette ist brav und gut, gnädiger Herr! und dabei schön wie ein Engel. Wer sie sieht, bewundert sie."

„Wahrhaftig?" fragte der Baron, der über dieses Lob eine innige Freude empfand.

„Man sollte kaum glauben, daß sie die Tochter eines Holzhauers wäre."

„Warum, Brock? Kann die Tochter eines Holzhauers nicht ein gutes Mädchen sein?"

„O ja, Herr Baron!"

„Nun, wie kommst Du zu der so eben ausgesprochenen Ansicht?"

„Als sie am letzten Sonntage zur Kirche ging, sah sie aus wie ein Fräulein. Die kleinen Hände und Füße, die zarte Taille und das ganze Wesen Lisettens lassen glauben, daß sie die leibliche Tochter des Herrn Barons ist.“

„Wäre sie es, ich wollte mich nicht darüber ärgern.“

„Herr Baron! wissen Sie, was neulich der alte Schulmeister sagte?“

„Aber Brock! wie kann ich das wissen,“ rief lachend der Baron, den dieses Gespräch in eine gute Laune versetzt hatte.

„Es ist so eine Redensart, gnädiger Herr!“

„Also, was hat der alte Schulmeister gesagt?“

Der Verwalter lächelte verlegen, er wollte nicht mit der Sprache heraus. Der Baron mußte noch einmal fragen.

„Er hat gesagt, Lisette sehe dem gnädigen Herrn ähnlich,“ war endlich die Antwort.

„So!“ murmelte der Baron.

„Da habe ich mir Lisetten recht deutlich betrachtet.“

„Und was hast Du gefunden?“

„Daß der Schulmeister Recht hat.“

„Oh! oh!“ rief der Baron, gewaltsam seine Freude verbergend.

Brock war zwar ein schlichter Landmann, aber die Erscheinung Sabinens und die stattgehabten Vorgänge hatten ihm zu mancherlei Vermuthungen Anlaß gegeben.

Die Verfassung seines Herrn bei diesem Gespräche entging ihm nicht; er ward muthiger, als er die freudige Erregung desselben bemerkte.

„Lisette hat ganz Ihre Nase," fuhr er fort.

„Wahrhaftig, Brock?"

„Und Ihr blaues Auge."

„Es gibt viel Menschen, die ein blaues Auge haben."

„Das wohl; aber der Blick, der aus diesem blauen Auge kommt — vorzüglich wenn sie lacht — das ist ganz Ihr Blick, gnädiger Herr!"

Der Baron schwieg einige Minuten, dann sagte er:

„Brock! antworte mir einmal offen und ehrlich."

„Das will ich, lieber Herr! Fragen Sie, fragen Sie. Sie wissen ja, daß ich Ihr treuer Diener bin."

„Ich würde sonst diese Fragen nicht an Dich richten. Sage offen: hast Du soeben im Ernste gesprochen?"

„Gnädiger Herr!"

„Du kennst meine Anhänglichkeit an das Mädchen, und willst mir wohl mit dem, was Du soeben gesagt, eine kleine Freude machen."

„Nein, gnädiger Herr! ich habe im vollen Ernste gesprochen. Wie würde ich mir mit Ihnen einen solchen Scherz erlauben!" fügte der Greis hinzu. „Uebrigens habe ich schon lange meine Vermuthungen gehabt. Aber, gnädiger Herr! das geht mich ja nichts an."

„Was geht Dich nichts an, Brock? Ich will Deine Vermuthungen wissen.“

„Jene Dame in der Holzhauerhütte . . .“

„Nun?“

„Ich glaube nicht, daß die selige Gertrud Lisettens Mutter ist. Weder Kaspar noch Gertrud haben irgend eine Aehnlichkeit mit ihr.“

„Wer sollte sie denn sein?“

„Die fremde Dame.“

„Brock!“ sagte gerührt der Baron, „Du wirst nie wieder von dieser fremden Dame sprechen, denn sie ist wirklich die leichtsinnige Mutter Lisettens. Du bist der Einzige, der mein Geheimniß kennt — trage Sorge daß es Lisette nie kennen lernt. Wache über sie, und zeige Dich des Vertrauens Deines Herrn würdig.“

„Das schwöre ich Ihnen, Herr Baron!“ rief der Greis, indem er seinem Gutsherrn die Hand küßte.

Die Zärtlichkeit des Barons zu Lisetten ward zu einer wirklichen Leidenschaft; er hing an ihr als an dem einzigen Wesen, das seinem Leben einen Zweck gab. Das Herz ward ihm warm, so oft er das blühende, reizende Mädchen sah. Sabinens Schicksal war ihm eine Warnung, und um seine Tochter vor Verirrungen zu bewahren, ließ er ihr eine einfache aber gute Erziehung geben. Dabei versäumte er nicht, Alles zur Erhaltung des Gutes beizutragen, denn er war zu der Ansicht gelangt, daß günstige Vermögensumstände zu

einem glücklichen Leben durchaus nothwendig seien. Die Abhängigkeit von andern Menschen stellte er dem Elende, der Armuth gleich. Aber was er auch unternahm, um seine Schulden abzuschütteln — Alles mißlang. Sein Mißmuth artete nach und nach in eine Hypochondrie aus, die ihn bald in den Ruf eines Sonderlings brachte. Außer für Lisetten hatte er für keinen Menschen ein freundliches Gesicht, und selbst der alte Brock mußte oft unter den Launen seines Herrn leiden.

Um diese Zeit durchzog ein Jude das Land, der alte Goldsachen und Juwelen einhandelte; er fragte vorzüglich in den Häusern der reichen Leute an. Dabei bot er Lotterieloose aus und vermittelte Käufe von kleinen Landgütern, Grundstücken und Bauerngehöften. Der Jude Pik machte gute Geschäfte; man wußte, daß er ein zuverlässiger und wohlhabender Mann war, Viele selbst wollten hinter seinem mehr als schlichten Rocke ein großes Vermögen wittern. Dieser Mann hatte sich auch mehrmals auf Elsborn eingefunden. Der Baron, der Nichts versäumte, um seine Vermögensumstände zu verbessern, spielte ein Lotterieloos bei Pik. Aber wie überall, so war ihm auch hier das Glück nicht günstig.

Einst kam Pik in das Schloß. Der Baron empfing ohne Weiteres den bekannten Geschäftsmann.

„Was bringt Ihr, Pik?"

Der alte Jude legte sein kleines Bündel und seinen zerdrückten Hut neben der Thüre des Zimmers nieder.

Dann holte er sein großes Taschenbuch von braunem Leder hervor.

„Gutes, mein gnädiger Herr Baron! Gutes."

„Ah, mein Loos hat gewonnen!"

„Wenigstens das alte nicht; aber nehmen Sie ein neues, es kann Glück bringen."

„Das ist schade; ich brauche in diesem Augenblicke gerade Geld!" sagte mißmuthig der Baron. „Ich werde nicht mehr spielen, Pik! man gibt sein schönes Geld umsonst aus."

„Glauben Sie das nicht," schnarrte lächelnd der Jude; „das Glück ist eine kokette Dame, der man die Hand bieten muß, wenn man ihre Gunst erlangen will."

„Redensarten!" murmelte der Gutsherr.

„Wahrlich nein, das sind keine Redensarten. Kann Jemand gewinnen, der sich kein Loos kauft? Würde der Schulmeister in M. gewonnen haben, wenn ich ihm kein Loos gebracht hätte?"

„Der Alte Schulmeister hat gewonnen?" rief erstaunt der Baron.

„Wie ich Ihnen sage, mein gnädiger Herr!"

„Eine große Summe?"

„Zwölftausend Thaler, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin!"

Der Gutsherr konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Ja, das Glück ist eine närrische Dame,“ fügte er hinzu; sie wählt sich sonderbare Günstlinge. Dieser geizige Schulmeister schließt das Geld seiner hohen Beschützerin in den Kasten, und Alles ist abgethan. Statt den Mann glücklich zu machen, macht es ihn unglücklich.“

„Wie so? Wie so?“ fragte Pik.

„Der Schulmeister wird vor Besorgniß um seinen Schatz nicht mehr ruhig schlafen. Wie gesagt, ihm nützt das Geld nicht.“

„Ich wollte Sie hätten die hübsche Summe gewonnen, mein Herr Baron! dann hätte ich doch wenigstens ein Douceur bekommen; der Schulmeister hat mir kaum meinen Weg bezahlt. Nehmen Sie ein neues Loos, gnädiger Herr! ich habe diesmal schöne Nummern.“

„Bemüht Euch nicht, Pik! mein Entschluß steht fest.“

Der Jude nahm sein Bündel und seinen Hut.

„Kann ich dem Herrn Baron mit etwas Anderem dienen?“ fragte er. „Ich mache gern Geschäfte mit dem gnädigen Herrn. Die Zeiten sind schlecht, man muß sich um Verdienst bemühen.“

„Schafft mir Geld, Pik! und wir können ein Geschäft zusammen machen.“

Der Jude machte ein ernstes Gesicht.

„Geld wollen der Herr Baron?“

„Bis zur nächsten Ernte.“

„Hm, hm, das wäre allerdings ein Geschäft. Das Geld ist rar, sehr rar — es steht hoch im Preise —

höher als die Juwelen. Indeß — wie viel brauchen der Herr Baron?"

„Ich brauche viel, Pik! sehr viel," sagte der Baron, indem er sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. „Die Summe, die mir nöthig ist, könnt Ihr doch nicht beschaffen. Zieht getrost Eueres Weges."

„Das kommt darauf an, mein gnädiger Herr Baron!" sagte Pik mit sehr ernstem Gesichte, als ob ihn die Meinung, die der Edelmann von ihm hegte, kränkte. „Ja, wahrhaftig, das kommt darauf an. Ich negozire Anleihen, und wenn die Summe nicht gar zu groß ist — doch, Sie sprechen wohl nicht im Ernste, mein lieber gnädiger Herr?"

„Schafft mir zwölftausend Thaler, Pik! und ich zahle Euch ein gutes Proxeneticum."

„Zwölftausend Thaler?"

„Ja!"

„Und wann muß das Geld zur Stelle sein?"

„In vierzehn Tagen," sagte lächelnd der Baron, indem er die Thüre öffnete, um hinauszugehen.

„Bitte, bitte, bleiben Sie, mein gnädiger Herr!" murmelte der Jude. „Wie gesagt, ich mache gern mit Ihnen Geschäfte, sprechen wir über die Sache."

„Habt Ihr denn ein solches Kapital?"

„Ich habe es mir in meinem Leben sauer werden lassen, und lasse es mir noch sauer werden. So ein armer Jude muß sehen, wie er erwirbt, um zu leben.

Ja, mein gnädiger Herr! ich kann Ihnen zwölftausend Thaler schaffen. Sie werden von mir das Geld kriegen."

„In vierzehn Tagen?"

„In acht Tagen, sogleich, wenn ich in Köln wäre. Mein kleines Vermögen liegt in einem eisernen Kasten, und ich suche eine Gelegenheit, es vortheilhaft unterzubringen. Was thut das Geld, wenn es im Kasten liegt? Ich habe eine Tochter, ein schönes Kind — für meine Lea arbeite ich, für meine Lea mache ich Geschäfte. Gott, was thut ein Vater nicht für sein Kind? Wie gesagt, mein Herr Baron! ich gebe Ihnen zwanzigtausend Thaler, wenn Sie sie brauchen. Bei Ihnen ist das Vermögen meines Kindes gut verwahrt. Sie sind in Verlegenheit — ich kann dienen."

Der Baron sah den Mann in dem schmutzigen, abgeschabten Rocke erstaunt an. Dieser Jude, der zu Fuß das Land durchstrich, schacherte und handelte, besaß ein solches Vermögen.

„Pik! ich brauche wirklich Geld."

„Glaub's Ihnen. Es geht den Menschen wie den Leuten."

„Sagt mir Euere Bedingungen."

„Sie geben mir einen Wechsel, Nichts weiter."

„Und die Zinsen."

„Ich bin kein Wucherer."

„Gut, ich reise mit Euch nach Köln, dort ordnen wir das Geschäft. Ihr sollt mit mir zufrieden sein, Pik!"

„Davon bin ich überzeugt, mein gnädiger Herr!“

Der Jude blieb im Schlosse. Der Baron traf seine Vorbereitungen zur Reise. Lisette sollte ihn begleiten; er schützte vor, das junge Mädchen solle einmal die Welt sehen, im Grunde aber war es ihm unmöglich, sich auf mehrere Tage von ihr zu trennen. Lisette war außer sich vor Freude. Sie brachte die halbe Nacht mit dem Packen der Sachen zu. Es durfte dem geliebten Pflegevater, der so großmüthig für sie sorgte, an nichts fehlen. Brock übernahm die Leitung der Oekonomie, und der Gutsherr reiste am folgenden Morgen ab. Pik war durchaus nicht zu bewegen, im Wagen Platz zu nehmen; er setzte sich mit seinem Bündel und seinem Wanderstabe auf den Bock. Um Mittag des zweiten Tages kamen die Reisenden in Köln an. Um Mittag des dritten Tages war das Geldgeschäft mit dem Juden geordnet. Pik erhielt außer den gesetzlichen Zinsen eine Belohnung von hundert Thalern. Dem guten Baron war eine Zentnerlast vom Herzen genommen, denn er konnte nun ein Kapital abtragen, dessen Darleiher, ein Wucherer von Profession, ihm mehr als jüdische Zinsen auf eine demüthigende Weise abnahm. Der Wechsel über diese Summe lautete von Vierteljahr zu Vierteljahr, und so oft der Verfallstermin kam, mußte der Schuldner, weil ihm die ganze Summe fehlte, jede Bedingung eingehen, die der Wucherer forderte. Auf diese Weise ward dem Gutsherrn jährlich ein

schönes Kapital entzogen, ohne des Verdrußes zu gedenken, den die jedesmaligen Verhandlungen verursachsen. An die Stelle des christlichen Wucherers war nun ein Jude getreten, der christliche Zinsen nahm. Man sieht, der Baron befand sich in der Lage vieler kleinen Leute, die ein Kapital leihen, um ein bereits erborgtes zurückzugeben. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, wohin endlich Manipulationen dieser Art führen. Der Besitzer von Elsborn hatte stets mit Geldsorgen zu kämpfen, der Ertrag des schönen Gutes fiel größtentheils den Kapitalisten in die Hände. Der Baron war nicht leichtsinnig genug, um sich über seine Lage hinwegzusetzen, und die fröhlich emporblühende Lisette mahnte ihn daran um jeden Preis eine Aenderung der Dinge zu bewirken.

Die nächste Ernte, auf die man im Frühlinge so große Hoffnungen gesetzt, fiel schlecht aus. Brock kam stets mit trüben Mienen von den Kornmärkten zurück. In peinlicher Angst erwartete der Baron die Ankunft des Juden. Er ließ lange auf sich warten. Endlich erschien Pik in seinen zerrissenen und beschmutzten Kleidern und präsentirte seinen Wechsel.

„Ihr müßt warten, Pik!“ sagte der Gutsherr mißmuthig. „Ich habe das Geld nicht beisammen.“

„Gut, mein Herr Baron! ich werde warten. Geben Sie mir einen andern Wechsel.“

Der neue Wechsel ward ausgestellt. Pik empfing die Zinsen, und entfernte sich.

„Nun bin ich mit dem Juden auf dem alten Flecke!" murmelte der Baron. „In sechs Monaten wird er wieder kommen, um sich seine Zinsen zu holen."

Pik kam schon im Mai des nächsten Jahres wieder.

„Bringt Ihr schon Euern Wechsel?" fragte der Baron.

„Nein, mein gnädiger Herr!"

„Nun, was wollt Ihr denn?"

„Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß ich in acht Wochen, wo Ihr Wechsel abgelaufen ist, durchaus mein Geld haben muß. Ich kann nicht länger Stundung gewähren, und wenn Sie mir tausend Thaler Zinsen bieten."

„Pik! was macht Euch denn plötzlich so unbeugsam?"

„Nennen Sie mich nicht unbeugsam," antwortete kriechend der Jude; „Sie haben gesehen, daß ich thue, was in meinen Kräften steht."

„Es kann Euch gleich sein, wer Euch Euer Kapital verzinst."

„Das wohl; aber ich will es nicht mehr verzinsen lassen. Verzeihen Sie mir, Herr Baron! — ich brauche mein Geld, und Sie werden es mir bezahlen. Nicht wahr?"

Der Edelmann schämte sich, den schmutzigen Juden demüthig zu bitten. Zwar hatte er keine Aussicht, das

Kapital in der kurzen Frist zu beschaffen; aber es war ihm unmöglich, sich auf weitere Verhandlungen einzulassen. Pik entfernte sich. Eine Stunde später traf eine ähnliche Nachricht ein. Ein Advokat aus D. erinnerte ihn daran, daß in vierzehn Tagen ein Wechsel von dreitausend Thalern fällig sei, den er Auftrag habe, pünktlich einzukassiren. Die schuldige Summe gehöre zu einer Konkursmasse, und müsse mit aller Strenge eingetrieben werden.

Das war ein böser Tag für den armen Baron. Schwere, schwarze Wolken verhüllten den Horizont der nächsten Zukunft. Wer konnte Rettung bringen in dieser Noth? Nicht nur seine Ehre, auch sein Besitzthum stand auf dem Spiele. Die freundliche Lisette versuchte vergebens, den verstimmten Pflegevater aufzuheitern. Jemehr der Edelmann über seine Lage nachdachte, je unerträglicher, je hoffnungsloser erschien sie ihm. Um sich zu zerstreuen, nahm er seine Windbüchse, und durchstrich den Garten, der damals noch größtentheils aus Gehölz bestand. Die Parkanlagen gehörten einer spätern Zeit an.

Es war gegen Abend. Das Wetter war ruhig aber trüb. An den Bäumen prangte das erste Grün und Frühlingsduft erfüllte das Gehölz, das aus Birken und Buchen bestand. Der Baron hatte sich, ohne es zu wissen, einer halb verfallenen Jasminlaube genähert, die er vernichten zu lassen längst die Absicht

gehabt, um sie durch ein Breterhäuschen zu ersetzen. Diese Laube befand sich in dem entlegensten Theile des Gartens, der von der angrenzenden Wiese durch eine Hecke getrennt ward. Neben der Laube öffnete sich ein großes Loch, das im Winter die zur Aussaat erforderlichen Kartoffeln geborgen hatte. Der Baron hatte lange diesen Ort nicht betreten, er war erstaunt, das Loch noch offen zu finden. Während er sich als umsichtiger Oekonom diesen Umstand zu erklären suchte, hörte er in dem Zaune ein Geräusch. Zwar war es dämmerig, aber ein Dieb konnte die Hecke nicht durchbrechen, denn es gab in dem Garten nichts zu stehlen. Vielleicht suchte sich ein Wild Futter in dem Gemüsegarten.

Der Gutsherr nahm seine Windbüchse und stellte sich hinter die dichte Laube.

Statt des Wildes ward die dunkle Gestalt eines Menschen sichtbar, die sich aus den Zweigen der Hecke hervorwand. Langsam schlich sie näher.

Wer beschreibt das Erstaunen des Lauschers, als er den Juden Pik erkannte, der einen alten grauen Mantel, und auf seinem Stocke ein Bündel trug.

Pik ging unbekümmert weiter, betrat die Laube, warf seinen Mantel auf die trockenen Blätter, die den Boden bedeckten, ließ sich ermüdet auf den Mantel nieder, holte aus dem Bündel ein Stück Brot und Käse, und begann sein Nachtessen zu verspeisen.

„Diese Laube ist gut," murmelte er dabei; „sie soll mir für diese Nacht das Wirthshaus ersetzen. Ich muß mein Geld viel zu sauer verdienen, als daß ich es den habgierigen Dorfwirthen zuwenden sollte. Man schläft auf dem Heuboden nicht besser, als hier. Auch bin ich sicher, denn den Schloßgarten betritt kein Mensch vor morgen Früh. Ehe die Sonne aufgeht, setze ich meine Reise fort."

Diese Worte hatte der Jude vor sich hingemurmelt, während er von Zeit zu Zeit einen Bissen in seinen Mund schob. Pik mochte fünf bis sechsundvierzig Jahre zählen, aber schon war sein Bart ergraut und sein Schädel kahl. Nachdem er gegessen, holte er eine weiße baumwollene Mütze hervor, und zog sie über den Kopf. Jeder Andere würde über die komische Figur gelacht haben — der Baron ward von einem unbeschreiblichen Gefühle ergriffen, als er den Mann sah, der ihn nach kurzer Zeit in das Schuldgefängniß führen lassen konnte. Der Jude Pik, der in der ganzen Gegend bekannte Schacherjude, hatte über das Schicksal eines Barons von Sydow zu entscheiden! Was mußte die Welt denken, wenn dieses Schuldverhältniß bekannt würde!

Dem Edelmanne zuckte die Hand, welche die Windbüchse hielt.

Pik hatte indeß seine große Brieftasche von braunem Leder hervorgeholt.

„Ich will rechnen," murmelte er, „ehe es ganz dunkel wird."

Er zählte eine Menge Bankbillets, die er vor sich auf den Mantel ausbreitete und dann zu einzelnen Packeten formirte. Die Freude über den Mammon verzog sein Gesicht zu einer Fratze.

„Es ist richtig!“ fuhr er im Selbstgespräche fort. „Achttausend fünfhundert Thaler. Wenn der Baron zahlt, und er muß zahlen, kann ich das Gut kaufen, um es für den doppelten Preis wieder an die Eisenbahn-Gesellschaft zu verkaufen. Der alte Pik wird mit einem Streiche ein reicher Mann.“

Indem er das Taschenbuch mit dem Schatze schloß, sagte er selbstgefällig:

„Keine Seele hat mich durch den Zaun schleichen sehen — ich bin hier sicher. Und wer vermuthet bei einem armen Schacherjuden so viel Geld? Ja, ja, hier bin ich sicherer wie in der Schenke. Pik, Du hast einen gescheidten Einfall gehabt Dein Nachtlager ist billig, sicher und gut. Wenn ein Bewohner des Schlosses den Garten besucht, wird er sicher nicht hieher kommen, und sieht man mich — was thut's! Man wird mich nicht für einen Dieb halten — ich habe ja eine große Summe von dem Besitzer dieses Schlosses zu fordern.“

Nun begann der Jude halb singend und halb murmelnd seinen Abendsegen zu beten, wiegte den Kopf, sank endlich zurück, schlug den Mantel über sich und versuchte einzuschlafen.

Dem Baron, der durch ein Loch in den Zweigen lauschte, zitterten die Hände, ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn und vor den Ohren hörte er ein dumpfes Sausen. Es hatte sich seinem Geiste eine Idee aufgedrängt, die er umsonst niederzukämpfen suchte. Hatte den Juden der Zufall oder das Schicksal in diese Laube geführt?

Ein Schuß aus der kaum hörbaren Windbüchse brächte ihn nicht nur in den Besitz einer runden Geldsumme, sondern befreiete ihn auch von einem der lästigsten Wechsel.

Dieser Gedanke machte anfangs das Blut des rechtschaffenen Mannes erstarren. Er sollte ein Menschenleben opfern, um sich aus einer Geldverlegenheit zu ziehen.

„Nein, nein!" dachte der Gutsherr, indem er einige Schritte zurücktrat. „Ehe ich ein Verbrechen auf meine Seele lade, will ich untergehen."

Er wollte sich entfernen, aber eine wunderbare Gewalt fesselte seinen Fuß. Auf die Windbüchse gestützt, blieb er stehen.

„Dieser Jude ist ein Dieb," flüsterte ihm ein Dämon zu, „der Dieb meines Glückes und meiner Ehre. Mit Hilfe des Gesetzes kann er mich vernichten. Er wird mich vernichten, weil er spekuliren will. Wozu nützt ein solcher Spekulant der Welt? Er ist der Erste, der mich angreift — dann folgen die andern Gläubiger,

und das ganze Gebäude, das ich mit Mühen und Sorgen so lange erhalten, stürzt über mich zusammen. Soll ich mich vor diesem Manne demüthigen, soll ich ihn bitten, wucherische Zinsen zu nehmen? Ist der Wechsel und die Summe von achttausend fünfhundert Thalern in meiner Gewalt . . ."

Sein Blick verfinsterte sich, das Sausen vor den Ohren ward stärker; er mußte sich an einen Baum stützen, um nicht zu Boden zu sinken.

So stand er lange. Das laute Schnarchen des Juden riß ihn aus seinem Nachsinnen empor. Ein Fieber hatte sich seiner bemächtigt. Schaudernd fuhr er zusammen. Die Versuchung war zu groß. Es tobte ein furchtbarer Kampf in seinem Innern. Endlich trug der gute Genius den Sieg über den Dämon davon, der ihm die Vortheile einer kühnen That vor die Seele führte. Die Situation war noch nicht dringend genug, um ihn zur Verzweiflung zu treiben.

Der Baron warf die Windbüchse zu Boden, und eilte in das Schloß zurück.

Brock hatte ihn schon überall gesucht.

„Gnädiger Herr!" sagte der alte Verwalter, „es ist ein Feuer in der Nachbarschaft ausgebrochen. Aus den Zimmern des ersten Stockes kann man es beobachten."

„Warum zitterst Du, Brock? Was kümmert uns das Feuer? Sende unsere Knechte mit der Spritze zu Hilfe, und wir haben unsere Pflicht erfüllt."

„So eben ist die Löschmannschaft abgefahren.“

„Wo vermuthest Du, daß der Brand ausgebrochen ist?“

„Die Dämmerung täuscht — mein Pferd muß sogleich kommen — ich werde zu unserer großen Scheuer reiten — —“

Der Schloßherr erbleichte. Der größte Theil der vorjährigen Ernte lag in dieser Scheuer aufgespeichert, man hatte mit dem Verkaufe des Getreides gezögert, weil höhere Marktpreise in Aussicht standen. Außerdem war in dem Gebäude auch die Schafheerde untergebracht. Der Schafmeister und seine Knechte wohnten darin.

„Brock! begleite mich auf den Thurm.“

Ein Knecht kam mit einer Laterne, und leuchtete den beiden Männern voran. Athemlos erreichten sie die Gallerie. Ueber den Wald ragte eine hohe Feuersäule empor, der Horizont schien in Flammen zu stehen. In den benachbarten Dörfern erklangen die Sturmglocken durch den stillen Abend.

„Brock! wenn das unsere große Scheuer wäre.“ stammelte der Baron.

„Die Feuerwolke schwebt allerdings in der Richtung dorthin — aber sie ist weiter, viel weiter. Es muß die Moorschenke sein.“

„Mit dem ersten Mai war die Versicherung abgelaufen,“ murmelte der Baron.

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron! es kann unsere Scheuer nicht sein.“

Der Verwalter nannte zwei Dörfer, die in kurzer Entfernung nebeneinander hinter dem Walde lagen, und fügte hinzu, daß fast alle Bauern dieser Dörfer noch volle Speicher hätten.

„Reite aus, Brock! und ziehe Erkundigungen ein; kehre im Galop zurück, denn die Ungewißheit tödtet mich.“

Von dem Thurme aus ließ sich der Ort des Unglücks nicht genau unterscheiden. Die beiden Männer stiegen in den Hof hinab. Brock schwang sich auf das Pferd, das bereit stand, und sprengte in die Nacht hinaus. Der Baron blieb unruhvoll in dem Hofe zurück. Von der Nachricht, die sein Verwalter zurückbrachte, hing Viel, hing vielleicht Alles für ihn ab. Die Scheuer, die man in Flammen wähnte, enthielt den größten Theil der Schafheerde und einen beträchtlichen Vorrath an Getreide. Der Gutsherr spekulirte zum ersten Male auf die Steigerung der Getreidepreise, er hatte es mit Mühe dahin gebracht, sich des Verkaufes zu enthalten — wenn nun ein Brand seine Hoffnungen zerstörte! Und die Vorräthe waren nicht versichert!

Der unruhige Andreas ging vor das Schloßthor. Die Feuersäule flackerte hoch und hell empor, lichtete einige Augenblicke die Nacht, und sank wieder zusammen. Das waren alle Zeichen eines Brandes, der von Stroh

und Spreu seine Nahrung erhält. Nach und nach verschwand die rothe Wolke am Horizonte und das Läuten der Sturmglocken in den umliegenden Dörfern hörte auf.

Zitternd vor Ungeduld und Angst ging der Baron auf und ab; er malte sich die furchtbare Lage aus, in die er versetzt würde, wenn das Brandunglück sein Eigenthum betroffen. Der Schaden würde so groß sein, daß er ihn nicht verschmerzen konnte.

„Ich will mich selbst überzeugen," murmelte er vor sich hin.

Da ließen sich die Hufschläge eines galopirenden Pferdes vernehmen. Der arme Baron blieb stehen und wartete. Die Hufschläge kamen näher — Brock sprengte vorüber.

„Halt! Halt!" rief der Baron.

Der Verwalter erkannte seinen Herrn; er hielt an, sprang von dem keuchenden Pferde, und kam zurück. Der alte Mann konnte nicht sprechen.

„Brock, verschweige Nichts; ich bin gefaßt, Deine Unglücksbotschaft zu hören. Sprich Dich kurz und deutlich aus."

„Gnädiger Herr! unsere Scheuer ist vollständig niedergebrannt;" stammelte der Alte. „Außer einem Dutzend Schafe konnte man Nichts retten. Unser schöner Speicher ist in diesem Augenblicke ein Schutthaufen. Ach, gnädiger Herr! uns hat ein großes, großes Unglück betroffen. Die ganze vorjährige Ernte ist zu Asche

geworden. Ach! und unsere herrliche Heerde!" klagte der alte Mann.

Der Baron hatte sich an einen Baum gelehnt; er zitterte wie ein Fieberkranker. Dieser plötzliche, furchtbare Schlag, der ihn gerade jetzt betroffen, mußte ihn zu Grunde richten.

„Kennt man die Entstehung des Brandes?" fragte er murmelnd.

„Nein, gnädiger Herr!"

„Ich will Philipp, den Schäfer, sprechen; er muß Rechenschaft ablegen, denn ihn habe ich zum Wächter meines Eigenthums bestellt."

„Das wird unmöglich sein."

„Warum?" fuhr der Gutsherr auf.

„Der arme Philipp ist in seiner kleinen Wohnung neben dem Schafstalle erstickt. Man hat ihn als Leiche hervorgezogen. Die Bauern, die mit ihren Spritzen dort waren, behaupteten, daß der Brand vorsetzlich angelegt sei. Ich habe mich nicht weiter aufgehalten um Ihnen Gewißheit zu bringen."

„Es ist also Nichts, Nichts gerettet?"

„Nichts!" wiederholte Brock traurig, denn er konnte ermessen, wie schwer sein geliebter Herr getroffen war.

Man ging in das Schloß zurück. Der Baron entließ den Verwalter und betrat sein Zimmer. Hier sank er vernichtet in seinen Lehnstuhl. Er hatte noch moralische Kraft genug, um die ganze Ausdehnung seines

Unglücks zu fassen, um sich die nächste Zukunft auszumalen. Durch die geöffneten Fenster hörte er das Geräusch der von der Brandstätte zurückkehrenden Knechte. Alle beklagten ihren guten Herrn, und schilderten sich gegenseitig die erlebten einzelnen Szenen.

„Philipp, der Schäfer, ist unschuldig!" rief eine Stimme. „Ich kenne seine Wachsamkeit."

„Ja, das Feuer ist angelegt!" rief eine zweite Stimme. „Der arme Philipp ist in seinem Bette erstickt. Du lieber Gott, wer hätte das gedacht!"

„Wenn nur die nächste Ernte gut ausfällt."

„Dazu ist keine Hoffnung vorhanden; das Korn steht schlecht."

Die Stimmen verklangen.

„Sie erinnern mich daran," dachte der Baron, „daß meine Mittel zu gering sind, um den Kampf mit den Verhältnissen fortzusetzen. Wer kümmert sich darum, ob ich durch eigene Schuld, oder durch Unglücksfälle ruinirt werde? Man beklagt mich nicht, man lacht vielleicht über mich. Die Welt ist neidisch, ist schlecht. Jeder Mensch hat seine Feinde, und die meinigen werden triumphiren, wenn ich falle. Was kümmert mich die Meinung der Leute?" fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräche fort. „Die Last ist zu schwer, die jetzt auf meinen Schultern liegt; ich will sie abschütteln, damit ich endlich ruhig werde. Aber was wird aus meiner Tochter?"

Der Baron zuckte heftig zusammen.

„Das arme Kind,“ fügte er bestürzt hinzu, „wird die Adoptivtochter eines blutarmen Edelmannes sein, denn die Gläubiger nehmen Elsborn in Beschlag. Die Gläubiger — Kapitalisten, Edelleute, Handwerker, Christen und Juden! O mein Gott, ein gemeiner Schacherjude kann mich in das Schuldgefängniß werfen lassen! Das ist eine Schande für einen Baron! Wo ist Andreas von Sydow! wird man fragen. Der Jude Pik hält ihn im Schuldgefängnisse! Der Jude! Der Jude!“

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Lange blieb er so regungslos sitzen. Was dachte der arme Baron? Was machte ihn plötzlich zittern? Warum krallt er die Finger wie krampfhaft in seine Knie? Warum springt er, wie von einem rettenden Gedanken beseelt, empor? Warum tritt er an das offene Fenster und athmet in langen Zügen die frische Nachtluft ein? Warum lächelt er wie ein Wahnsinniger den Mond an, der voll und klar am tiefblauen Firmament schwebt?

Der Baron war todtenbleich geworden; aber seine Züge verriethen eine eisige Ruhe.

„Wer ist gefährlicher,“ murmelte er vor sich „jener Wilddieb den der Oberst erschossen, oder diese Jude, der mit Hilfe seines Geldes meine Ehre vernichtet?“

Entschlossen nahm er die Windbüchse von der Wand in seinen Kabinette. Die Schloßuhr schlug Mitternacht.

In dem Hofe war Alles still, in keinem Fenster zeigte sich ein Licht mehr.

Andreas von Sydow verließ das Zimmer, schlich durch den Korridor, schob leise den Riegel an einer Thüre zurück, öffnete diese Thüre, trat in den Garten und eilte rasch durch die Wege, als ob er fürchtete, das Ziel seines Ganges zu spät zu erreichen.

Die Geißblattlaube schimmerte ihm entgegen. Bald stand er an demselben Orte, den er vor einigen Stunden verlassen hatte. Er lauschte. Der Jude lag schnarchend auf seinem Mantel. Ohne sich zu besinnen, bereitete der Baron seine Windbüchse vor, legte an und zielte. Der Arm zitterte.

„Mein Gott!“ seufzte der Schütze indem er die Büchse senkte. „Es wird finster vor meinen Blicken und die Faust wankt. So elend dieser Jude, ein so verhängnißvolles Ziel ist er, denn er bleibt immer ein Mensch.“

Der Baron stand lange mit verschränkten Armen neben der Laube. Seine Blicke hafteten auf dem Kopfe des Juden, der einen angenehmen Traum haben mochte, denn er lächelte wie ein Satyr. Plötzlich regte er sich, fuhr mit der Hand nach der Brusttasche und richtete sich auf.

„Der Morgen graut,“ murmelte er halblaut. „Ich will weiter wandern, ehe die Bewohner des Schlosses erwachen. Der Herr Baron von Sydow hat mir sehr

billig ein Nachtlager gegeben. Ob er in seinen weichen Betten eben so ruhig geschlafen hat, als ich hier auf dem harten Boden geschlafen habe? Die Schulden sollen ihn fast erdrücken — bedaure sehr, lieber Herr Baron; aber ich muß mein Geld haben, und sollte ich so undankbar sein müssen, Sie für einige Zeit in das Schuldgefängniß setzen zu lassen. Soll ich mich geplagt haben, um den vornehmen Herren ein angenehmes Leben zu machen? Nein, ich gebe keine Nachsicht, ich will der Erste sein, der sein Geld eintreibt."

Pik war ein Jude, man kann sich nicht wundern, daß ihm die Geldangelegenheit stets im Sinne lag. Diese Aeußerung seiner Absicht reizte den Baron, der seine Windbüchse anlegte und zielte. Pik warf seinen alten Mantel über die Schulter, nahm das Bündel unter den Arm, und trat aus der Laube.

In diesem Augenblicke drückte der Schütze ab. Ein leiser Knall, der nicht über den Garten hinaus gehört werden konnte, ließ sich vernehmen — Pik taumelte, und sank dicht neben der Grube nieder, von der wir bereits gesprochen haben. Die Kugel war ihm durch die Schläfe gedrungen. Nach einem kurzen Röcheln gab er seinen Geist auf. In dem Mörder lebte jetzt kein anderer Gedanke, als der, sich aus der drückenden Lage zu ziehen; er hatte ja ein großes, furchtbares Opfer gebracht. Mit einer Art verzweifelten Muthes nahm der Baron dem todten Juden das Taschenbuch ab. Dann

warf er den Körper in die Grube und bedeckte ihn mit Erde, um sich von dem Anblick desselben zu befreien. Das ganze Werk war in kaum fünf Minuten geschehen, da sich die am Rande der Grube liegende lockere Erde leicht bewegen ließ. Der Baron brauchte Hände und Füße zu diesem Zwecke.

Die ersten weißen Streifen, die den Morgen verkünden, zeigten sich am östlichen Horizonte, als Andreas von Sydow den Garten verließ, leise über den Korridor schlich, und sein Zimmer betrat, dessen Thüre er hinter sich schloß. Ermattet sank er in seinen Lehnstuhl; er war wie in Schweiß gebadet. Seine Blicke starrten das schmutzige Buch des Juden an, das auf seinen Knien lag. Nach einer langen Pause wickelte er das Band davon ab: er fand die Banknoten, nicht aber seinen Wechsel.

Ein Klopfen an der Thüre schreckte ihn aus dem dumpfen Nachsinnen empor.

„Wer ist da?" fragte er zitternd.

„Brock, gnädiger Herr! Ihr Verwalter," war die Antwort.

Der Gutsherr verbarg das Taschenbuch in seinem Sekretär. Dann öffnete er die Thüre.

„Ich dachte es mir!" sagte Brock mitleidig, als er seinen Herrn angekleidet sah.

„Was dachtest Du?" fragte der Baron, zusammenfahrend.

„Daß Sie die Nacht außer dem Bette verbringen würden. O, mein lieber Herr! wie bleich und angegriffen sehen Sie aus! Sie werden eine Krankheit davontragen.“

„Ich fühle mich wirklich nicht wohl, mein alter Freund! Du weißt ja am Besten, daß ich einen schmerzlichen Verlust erlitten habe. Aber fürchte Nichts — ich werde mich in jeder Beziehung erholen.“

„Gehen Sie zu Bett, lieber Herr!“ bat der Verwalter.

Des Barons hatte sich wirklich ein Fieber bemächtigt; er zitterte am ganzen Körper.

„Sende mir meine Tochter, Brock! dann gehe nach dem Orte des Brandunglücks und triff dort die nöthigen Anordnungen.“

„Unser Gerichts-Aktuar soll mich begleiten — man sprach gestern Abend von Brandstiftung.“

„Ich erwarte den Bericht des Aktuars. Geh', Brock! geh' — sende mir Lisetten!“

Brock ging. Nach einer Viertelstunde trat Lisette ein; sie hatte von Brock bereits die Vorgänge der Nacht erfahren. Weinend küßte sie die fieberheißen Hände ihres Pflegevaters und suchte ihn zu trösten. Der Baron schien unempfindlich zu sein; er hörte kaum auf die Liebkosungen des Kindes, von dessen Anblicke er Ermuthigung gehofft hatte. Der unglückliche Jude stand stets vor seinen Blicken, er sah ihn taumeln, sah ihn

sinken und in der Grube liegen. Seine beschmutzten Hände erschreckten ihn.

„Ich will eine Stunde ruhen — sorge, daß ich nicht gestört werde!" flüsterte er. „O, das war eine fürchterliche Nacht!"

„Soll ich den Arzt rufen lassen?" fragte Lisette.

„Nein, nein, ich werde mich ohne ärztliche Hilfe erholen!" rief erschreckt der Kranke.

„Aber es wäre doch gut . . ."

„Mache mich nicht böse, Kind!" fuhr der Gutsherr auf. „Ich will weder den Arzt, noch sonst einen Menschen sehen. Außer Brock wirst Du Niemanden den Zutritt zu mir gestatten. Das wollte ich Dir sagen — und nun entferne Dich!"

Die arme Lisette verließ traurig das Zimmer.

Der Baron ging in sein Kabinet, trat vor die Toilette und wusch sich die Hände. Dann warf er sich auf das Bett, nachdem er den Schlüssel zu der Gartenthüre unter dem Kopfkissen verborgen hatte. Er war so erschöpft, daß er bald in einen unruhigen Schlummer versank. In dem Schlosse herrschte tiefe Stille; man bedauerte den armen Herrn, der von dem jähen Schrecken, den ihm das Brandunglück verursacht, sehr krank geworden war.

So verfloßen die Stunden des Vormittags.

Lisette kam mehr als einmal, um durch die halb geöffnete Thüre nach ihrem Wohlthäter zu lauschen,

denn Brock hatte ihr gesagt, als er das Schloß verlassen, ja ein aufmerksames Auge auf ihn zu haben.

Um Mittag kam Brock mit dem Aktuar zurück. Beide Männer verlangten den Gutsherrn zu sprechen. Lisette meldete es ihm. Er befahl, die Beiden in das Zimmer zu führen. Zehn Minuten später erschien er selbst. Der Schlaf schien ihn gestärkt zu haben.

„Was bringen Sie?“ fragte er, nachdem er seinen Platz eingenommen.

„Herr Baron!“ begann der Aktuar, ein Mann im vorgerückten Alter, „nach den Recherchen, die ich angestellt, steht es fest, daß eine absichtliche Brandstiftung stattgefunden.“

„O über die ruchlose That!“ murmelte Brock.

„Eine absichtliche Brandstiftung, sagen Sie?“

„Ja, Herr Baron! Auch glaube ich mich in der Person des Thäters nicht zu irren.“

„Wer ist er?“

„Der Handelsjude Pik, der oft unsere Gegend durchstreift.“

„Pik?“ murmelte schaudernd der Baron.

„Man weiß, daß er gestern mit Philipp Händel gehabt hat. Der Jude hatte von dem Schäfer Geld zu fordern, und gerieth mit ihm in Streit. Nach Aussage eines Zeugen hat Philipp seinen Gläubiger vor die Thüre gesetzt, und dieser soll drohend gerufen haben: „Du verdienst, daß Du in Deinem Bette verbrennst!“

Gegen Abend hat man den Handelsjuden den Weg nach der Scheune gehen sehen. Dann ist der Brand ausgebrochen. Bei dem Wegräumen des Schuttes diesen Morgen hat man einen zweiten Leichnam gefunden; war dieser Leichnam auch bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, so sind doch Gründe vorhanden, daß er dem Juden angehört, der ohne Zweifel, nachdem er das Feuer angelegt nicht so schnell den Rückweg hat finden können, als die Flammen um sich gegriffen. Er ist erstickt und so ein Opfer seiner Frevelthat geworden."

„Der Jude Pik wäre verbrannt?" stammelte der Baron.

„Hier ist der Ring, den man an seinem Finger gefunden! er trägt den ausgeschriebenen Namen „Pik."

Der Aktuar überreichte dem Gutsherrn einen starken goldenen Ring, auf dem deutlich der Name „W. Pik" zu lesen war.

Nach den vorliegenden Indicien mußte allerdings der Jude der Brandstifter gewesen sein, und daß der Baron keinen Widerspruch dagegen erhob, läßt sich wohl denken. Denselben Tag noch berichtete der Aktuar an die Behörde nach Köln, wo der Jude seinen Wohnsitz hatte. Aber Pik war nicht zurückgekehrt, und kehrte auch nicht zurück: es stand demnach fest, daß er seinen Tod in den Flammen gefunden hatte.

Der Baron war ruhiger geworden; aber seine Gesundheit schien zu leiden. Früher hatte er oft kleine

Zerstreuungsreisen gemacht — seit dem Brandunglücke verließ er Elsborn nicht mehr. Dem Garten widmete er seine größte Sorgfalt. Um sich Bewegung zu machen, grub und pflanzte er selbst. Niemand fand es auffällig, daß er mit eigener Hand die Geißblattlaube ausrottete und die daneben befindliche Grube zuwarf. Der verwilderte Theil des großen Gartens ward kultivirt, und da, wo früher die Laube gestanden, erhob sich eine aus Borke gebaute und mit Kiessand bestreute Eremitage. Kein Spatenstich durfte in dem Parke ausgeführt werden, ohne daß der Gutsherr seine Zustimmnng dazu gegeben. Dem alten Brock und Lisetten gereichte diese Gartenliebhaberei zur größten Freude.

Um diese Zeit kam der Bruder des Barons, Emil von Sydow, an; er hatte in holländischen Diensten als Major gestanden, ein lockeres Leben geführt, war zweimal verheirathet gewesen und zweimal geschieden worden, und wollte nun den Rest seiner Tage bei dem Bruder verleben, da ihm die kleine Pension nicht gestattete, eine größere Stadt zum Aufenthaltsorte zu wählen.

Emil erfuhr bald den wahren Vermögenszustand des Bruders.

„Ach, bah,“ rief er aus, „wer wird den Kopf hängen lassen, wenn Schulden vorhanden sind! Ein echter Edelmann muß Schulden haben, es ist dies der

Beweis, daß man ihm Kredit gibt. Du bist ein Narr, Andreas! sei guten Muths, wir werden schon durchkommen. Ich unternehme es, mit Deinen Gläubigern zu unterhandeln und sie abzuschlagen, wenn sie angreifen. Du bist nicht der Mann dazu, das sehe ich. Es ist ein Glück, daß ich jetzt zu Dir gekommen bin."

Es schien wirklich, als ob die Gesellschaft des stets aufgeräumten Emil einen vortheilhaften Einfluß auf den melancholischen Baron ausübte. Andreas ward wieder heiterer, wenn ihn auch von Zeit zu Zeit die Gicht arg plagte. Die muntere und reizende Lisette, die alle Welt für die Pflegetochter des Gutsherrn hielt, ward bald der Liebling des Barons Emil. Von dem eigentlichen Verhältnisse des jungen Mädchens zu seinem Bruder hatte er keine Ahnung.

Der Baron Emil war zweiundsechzig Jahre alt, geistreich, hatte viel gesehen und erlebt, erzählte gut, und war ein Mann von Ehre und ein Galanthomme. Trotzdem aber hegte er in Beziehung auf die Frauen die abscheulichsten Grundsätze.

„Frauenehre, Frauengefühle?" rief er lachend. „Albernheit, Maske, Thorheit! Ein Mann, der an solche Dinge glaubt, ist ein Tropf."

In Gegenwart der Frauen war er der galanteste Mann von der Welt, er glaubte an sie und ehrte sie; aber befand er sich unter Männern und kam das Gespräch auf die Frauen, so sprach er die Ansicht aus:

ein Weib zu betrügen sei kein Verbrechen, denn das Weib bestehe nur aus Heuchelei und Betrug.

„Kennst Du die Frauen so genau?“ hatte Andreas einmal gefragt.

„Wie mich selbst, Bruder!“

„Läßt Du keine Ausnahme gelten?“

„Keine!“

„Demnach hast Du traurige Erfahrungen gemacht.“

„Ich nehme die Frauen wie sie sind, schließe mich ihnen an, und gebe sie auf, je nach Umständen. Unter ihrer Herrschaft habe ich nie gestanden, nicht einmal in den Jahren jugendlicher Schwärmerei. Ich bin zweimal verheirathet gewesen, und beide Frauen leben noch — kann ich einen vortheilhaften Kontrakt schließen, so verheirathe ich mich zum dritten Male, natürlich als Herr und Meister. Thorheit, daß man die Ehe für mehr hält, als ein gewöhnliches kontraktliches Verhältniß.“

„Hast Du keine Kinder, Emil?“ fragte Andreas.

Emil machte einen gewaltigen Zug aus seiner Zigarre, blies langsam die Wolke durch das Zimmer und antwortete:

„Ich weiß es nicht!“

Andreas gab diesem Philosophen nicht Unrecht, denn die Erinnerung an Sabine sprach für diese Aufstellungen, er adaptirte nach und nach die Grundsätze des Bruders, und wäre glücklich gewesen, wenn er nicht einen Mord auf seiner Seele gehabt hätte.

Schrader, August,

Börse und Leben Original-Roman in vier Bänden von August Schrader

Bd.: 2

Wien 1861